BD. KRITIKEN. BRIEFE AUS FRANKFURT. MENZEL DER FRANZOSENFRESSER

Ludwig Börne, Hermann Reinganum

Digitized by Google

PENNSTATE
1855
UNIVERSITY
LIBRARIES

1089

Digitized by Google

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Sechster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Sechster Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

Digitized by Google

838
B64x
1862:
Bd.6

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Digitized by Google

Inhalt.

Kritiken.

(Fortsetzung).

		Seite
XXVI.	Der ewige Jude	3
XXVII.	Les Pyrénées et le midi de la France. Par A. Thiers	69
XXVIII.	L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers	72
XXIX.	Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut. Von C. J. H. Windischmann	74
XXX.	Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart	86
XXXI.	Die Serapions-Brüder. Von E. T. A. Hoffmann	97
XXXII.	Resumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin	108
XXXIII.	Voyages des frères Bacheville	112
XXXIV.	Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft, von Dr. S. Stiebel	116

412441

Digitized by Google

Seite

XXXV. Histoire de la Revolution Française. Par Thiers 120

XXXVI. Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis 129

XXXVII. Truthähnchen. Ein satyrisch-komischer Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky . 142

XXXVIII. Satyrisch-humoristische Gedichte. Von Heinrich Döring 147

XXXIX. Die Staats-National-Bildung. Von Julius Graf von Soden 152

XL. Ueber Herrn von Villele und dessen politische Stellung. Paris 1822. Mit Anmerkungen von Börne 182

XLI. Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde . . 209

Briefe aus Frankfurt 233

Menzel der Franzosenfresser 289

Digitized by Google

Kritiken.

(Fortsetzung.)

Digitized by Google

Digitized by Google

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß giebt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern; sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten

hinziehen will, der thue ja nichts, ſondern ſchreibe, und wer ſeines Erfolgs gewiſſer ſein will, der recenſire. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über die verwetterte Judenſache in Form einer Recenſion eingekleidet, dieſe aber darum der ewige Jude überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: Die jüdiſche Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdiſcher Nation, Advokat jüdiſcher Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, ſo heißt es: ein Jude war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache ſeiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rock, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaak habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt

ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind und gar nicht an Juden denken, ſetzt man ſich dort an eine Wirthstafel und ein Reiſender aus Frankfurt ſitzt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleiſch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemittelnd, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holſt. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe

der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeußerung, das Bureau der deutschen Klassiker in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe und Freundschaft auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur Derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spie-

lend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne in's Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgiebt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfasser ist ein recht-

gläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſein müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle; meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit ſiegen —

und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffne Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des Letztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos sein kann, ohne zugleich sittenlos zu sein. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobei die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurecht finden, und

werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein praktiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt; keinen Andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Haifiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloake voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Roh-

heit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sei nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es giebt wohl Einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen, und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtse, allein solche Ruchlose verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen.“ Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so theilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein, und stellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gott-

los, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt eben so unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hinter einander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazarethen die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Gräuel vor denselben sein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die

Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern Leichen-Zoll erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Chrjsten aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ

einen andern einen Juden hieß (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſetz weiſe). Der edle Verfaſſer weiſt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, trotz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Bürgermeiſter werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt (ob er zwar den Satz auf ſeine Art anwendet): „es ſteht von unſerm ſogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurückgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große Geduld! Was mich betrifft, ſo hoffe ich es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial-

Digitized by Google

Stadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn sie wollten. Was, fragt er, würde daraus entstanden sein, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen." Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser und wäre bei Verfertigungen von Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen; er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der erste Abschnitt enthält eine „allgemeine

Ueberſicht der in den letztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er, es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Klaſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und muckſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier iſt, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner Abhand-

lung „für die Juden“, die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit gegen den Adel gehe aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll.“ Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt, so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.“ In beiden Sätzen ist weder der Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man schwitzt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die

Juden allerdings ſtark tranſpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen Dezember vorigen Jahres mehr geſchwitzt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Ariſtokratie geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig vermeint, als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beide wirklich vorhanden. Jene aber iſt kein Vorrecht der Juden, ſondern ein Zwang, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeſchmackt iſt, als es iſt: ſie gelaſſen dulden.

Es iſt komiſch genug zu ſehen, wie Schriftſteller, welche gegen Juden eifern, nachdem ſie ſich ſchwindelnd hoch verſtiegen und zu beweiſen geſucht, daß

Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrun-

gen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanseſtädten. Er meint, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſei Unſinn zu denken, daß in den Bundesſtaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt Alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es Keiner leſen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äußern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grauſamkeiten. (Iſt nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; denn aus dem Judenthume iſt ja das alte blutige Chriſtenthum entſprungen. Ich will ſeine eigenen

Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen und unglücklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen.“ Das ist ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, das man

austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wandrer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das „Judenthum in moralischer Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimath" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maße verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines

logiſchen Zirkels. Er bezieht alle Laſterhaftigkeit nicht auf den Wandel, ſondern auf den Handel des Menſchen; die Börſenhalle iſt ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum ſpricht er auch nur vom Hauſiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hauſiren ein Laſter ſein ſoll, den Chriſten pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuſer beſitzen, und an manchen Orten gar nicht beſitzen dürfen, ſo bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häuſern häuslich zu ſein. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, ſo glaube ich nicht, daß die chriſtlichen Kaufleute beſſer ſind als die jüdiſchen. Auch ſie ſind Egoiſten; man muß ſie nur nicht nach ihrem Epiſtolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie ſchreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. habe empfangen“ — „Sehr ſchönen gerauchten Lachs und friſche Auſtern habe erhalten,“ und laſſen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde. Darum be-

ſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſei einſt ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an," darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſei ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſchliche Grauſamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnſt gefallen; aber der wahre und gute Chriſt kennt die Rache nicht, und verzeiht ſeinen Feinden.

In dem vierten Abſchnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinſicht, in Rückſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften behandelt, behauptet der Verfaſſer, die Juden hätten in keiner

Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Recensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!). Der vor vielen Jahren gepflogene wissenschaftliche Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte und mit welchen Anmerkungen sie von diesem

Manne begleitet worden ſind.“ Da hört Ihr es mit Euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trifft, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen, ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Herr Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müſſen; wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn Jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf ſeine Denkweiſe von einem andern regeln laſſen, muß er nicht mit ſeinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holſt mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, iſt wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geſchrieben. Aber von dieſem Manne konnte er ſeinen Judenhaß nicht gelernt

haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexicon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre.“ Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen sein!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen

immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile mehr und mehr zerrüttet.“ Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „man sagt nicht zuviel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,“ und geht dann mehrere Geschäftszweige durch und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht und geprüft sein, wie sie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten, er geschehe mit Waaren oder mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können; denn, die

Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Klassen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.“ An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein christlicher Wucherer stattfindet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judenthums erzogen worden . . tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geschäft allein betreiben.“ Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1) daß es auch christliche Blutsauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschützt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3) daß Christen die Juden zur Theilnahme an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zusammengenommen, ergibt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen gibt. Herr Dr. Holst hat dieses Alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe

die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — dieſe Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, dieſe heraufgeſtiegene Furie der Habſucht, dieſer leibliche Goldteufel — mir in der tiefſten Seele verhaßt iſt, ſie mag in der Geſtalt eines Hebräers, eines Muſelmannes oder eines Chriſten mir entgegentreten. Aber iſt dieſe Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Iſt ſie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünſtet, erhaltend zwar das Leben, weil ſie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo ſie abgeſondert erſcheint? Ihr murrt und ſprecht, die Juden wären die Prieſter Merkurs, und ſteckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann ſind ſie ſchlauer als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Prieſter, die Anbetung ſchafft den Götzen. Werft Euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeid Sklaven des Handels, und Nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzu-

ſtreichen, ſo iſt Eure Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſein, aber Euch kommt es nicht zu, ſie zu haſſen. Eure Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeiet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche

Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um, als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judenthum in physischer Hinsicht." Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Frank's medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen", und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen

haben.“ Nach seiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäschereien ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sei eine jüdische gewesen, und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römische Dictator Sulla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch Keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judenthum in historischer Hinsicht“ und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines

Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Literatur-Sammlung von Judenſchriften gehe ſchon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrockneten Giftkräutern ſein!

Der achte Abſchnitt betrachtet: (dieſes häufige betrachtet iſt nicht mein Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er ſie — eben betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Unterſuchung, zugleich in politiſcher Hinſicht aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte.“ Der Verfaſſer muſtert darin ſeine martialiſchen Grundſätze, um zu ſehen, ob keiner deſertirt ſei, und läßt ſie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als ſich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine ſchöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen ſie, zwar zu Fuße und daher langſam, aber ſicher die Weltherrſchaft zu erreichen ſuchen. Er ſagt, die Juden hätten ſchon jetzt eine große Menge Tagereiſen zurückgelegt. Sie

sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?“ Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeußerungen gemacht, so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns Juden die Pforten der Fürstenhäuser so ganz geschlossen sein? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde?“ Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt und hierdurch deutlich genug

verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte Nichts übertreiben und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Gränzen. Es gibt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienst verlassen haben und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: der Tempel-Verein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beseitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und über-

flüssig; so gibt es für das Judenthum mehr Proselyten in einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Christenthum nicht gegeben hat." Ich habe hierüber Nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt sein lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser wie folgt bezeichnet. Die Juden suchten sich die Redaktion sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; sie suchten Zensoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich, durch Neu-Christen die Direktion der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Persiflage preiszugeben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel „hineinzusetzen", um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen" müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäußert: „daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein

Central-Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß sodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilien sodann gesetzt werde! . . . Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hoheprieſter (Pontifex maximus) dereinst daraus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sei; stelle ich der Betrachtung Anderer hin." Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie Jeder sieht, etwas hypochondrisch und sieht Alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Hoheprieſter sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hoheprieſter räuchern, so lange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einstimmt,

welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit,

Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geſchichte haben ſie wie falſche Spieler gemiſcht, damit die Karten nach ihrem Wunſche fallen. Nur den Betrüger haben ſie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, ſondern Gewalt und Betrug unterſtützt, wo ſie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Chriſtenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, ſie haben eine falſche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchleſe man das große, fünfhundert Seiten lange Regiſter jüdiſcher Sünden, welches der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde; morden, rauben, ſtehlen ſie; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? Wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen, ſie nehmen 20 Prozente, ſie meſſen knapp, wie Herr Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $^1/_8$ Elle, welches, wie der Verfaſſer nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellenwaaren einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100,000 Ellen machen — würde! (Man ſieht, der Ver-

faſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunktive). Und das iſt Alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen; ſie durchſchauen die Heuchelei und üben ſie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bei Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchicklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beiſaſſen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobei man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine Philiſter. O wehe über die Philiſter! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſe. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft und den ge-

laſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht Winterfroſt, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmackte naßkalte Herbſtwetter, das verdrießlich an den Fenſtern plätſchert, und — friert man oder nicht, ſoll man einheitzen oder nicht? man weiß es ſelbſt nicht, und keift und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeid Ihr Judenhaſſer. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbſt Eure Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerflecken. Selbſt Euer Recht iſt ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos, Ihr ſeid nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſein, um mit Euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holſt erwähnt dieſes Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte,

des Staatsrechts seit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes sein, sich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle Diejenigen zu äußern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterschieden, welche zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden.“ Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes sei, sich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie und sucht so gut Ihr's könnt zu beweisen,

daß sie es verdienen und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiste nicht nachfolgen und dieser kehrt zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte: denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch Nichts bedingt sein, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen gibt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen und jauchzet, nur eine Stufe höher

zu ſtehen, als ein Niedrigerer, ſolltet Ihr auch hundert Stufen niedriger ſtehen als ein Höherer. Weil Ihr ſelbſt Sclaven ſeid, könnt Ihr Sclaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich ſind keine Menſchenrechte, denn ſie ſind unmenſchliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schuſterpfrieme, die Krämerelle, dieſe machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch iſt Eure Toga, erſt im Grabe bekommt Ihr Gemeinweſen; aber Eure Bürger ſind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verroſteten Hochmuth Eures Stadt-Philiſterthums, dieſen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerſtolz gegen Adelſtolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er iſt brüchig, er iſt Euch auch zu ſchwer geworden, denn Ihr ſeid die ſtarken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöſe Duldung wollt Ihr gegen Juden üben und ſeit wann führt Ihr dieſe Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, ſeitdem Euch gleichgültig geworden iſt, ob der Jude einen falſchen oder wahren Gott anbete, ſeitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdiſcher Schacher den chriſtlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren beſſer als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber ſie thaten es um Gottes willen, freilich

um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt hätten, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet." Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche

Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, Alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil ſie beſtändig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinſte Zuglüftchen freier Berührung einen ſteifen Hals und jeder Wind iſt ihnen ein Böſewicht; und endlich, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen ſie, das müſſe jeder verſtändige Mann auch wiſſen, und wenn er alſo dennoch redet, müſſe er ſeine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfaſſer die Juden nicht haßt, ſondern nur das Rabbiniſche Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum ſondert er das Rabbiniſche Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude hate Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſei ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge und man müſſe ſie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdiſchen

Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten ſind nicht ſo gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger und von Euren Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menſchen; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meint er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die ſchlechten und verächtlichen Juden dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem Drucke der Staatsgeſetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſetz, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem

ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen, einem weiſen Polizei-Geſetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht und einige jüdiſche Advokaten, die jetzt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und alſo damals nicht vorherwiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom

Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, ſagt mir, warum ſollen nur vier jüdiſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſein dürfen? Seid ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter

Casino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr seid Handelsleute. Aber Jene frage ich wiederholt und noch einmal sei es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrten-Verein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche Alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweist, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf . . . nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden.“ Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch Jeder des Lebens Annehmlich-

keiten erwerben kann. Es muß Euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewiesen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch bequem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genöthigt und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber Ihr wollt gezwungen sein. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Brust packen und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Fran-

zoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmackhaft geworden und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holſt hat ein Schlußwort an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſein; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des

Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst „ein rühmliches Werk" nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonderheit der Kronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen und mit Praejudiciis, Decisionibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl.

Griechiſchen Rath, bei Löbl. Univerſität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4.“ Der Hochgräfliche Rath Beck iſt todt, die Univerſität Altdorf iſt todt, das Hohenloh-Neuenſtiniſche und das Griechiſche Reich ſind beide todt und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſetzbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemalt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bei der Univerſität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt erſchrecklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen und die ganze Chriſtenheit auf das Aeußerſte verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum

Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile." Der erste Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache

ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen;“ das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet und daß er treu übersetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergnädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch sein und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser

würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen und man wußte ſchon Alles, was im Buche ſtand; jetzt aber muß man das ganze Buch leſen, um den Titel zu verſtehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmiſchen Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: „wie die großen kosmiſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schickſal ganzer Länder und Völker entſcheiden, auch im organiſchen Ausdruck ſich wiederholen uud offenbaren . . . und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.“ Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Bücher-

titel noch so umständlich als vormals, welch ein großer Vortheil wäre dieses für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrensold heutiger Schriftsteller ist und daß sie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen und wie viel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Letzterer erzählt weiter was ihm Ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es scheint, Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind, als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Pritsche in der Hand, statt eines blutbefleckten Schwertes und wenn sie ja sich boshaft zeigten, setzten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische Autos Da Fé-

Mützen. Der Verfasser hat Recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabei nicht maliciös sein. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besitzt, als ich, der ich gar keine besitze und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?“ — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts Jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damascener Klingen gegeben und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich sehe in

diesem Zweifel von Seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sei? Mit der Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geschält und die Schale nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf Eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?“ — Herr Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sei ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesesmal hat er Recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig sein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferstehung der Todten alle

Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten aufſtehen werden?“ — Ich glaube, daß alle Juden aufſtehen werden, doch nicht alle zugleich; denn ſonſt würden ſie ein ſolches Geſchrei machen, daß die Beiſitzer des jüngſten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, ſo werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müſſen. Wenn man ſie nicht brauchte, ließe man ſie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch früher auferſtehen werden?“ — Dieſes wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden ſie ſpäter aufſtehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geſchehe, würden ſie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürſten wiederum unter den Menſchen ſein werden?“ — Nein; denn es iſt bewieſen, daß Fürſten die Stellvertreter Gottes ſind auf Erden, am Tage des Herrn endet alſo ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferſtehung vor ſich gehen werde?“ Die Rabbiner entſcheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge und ſagen, daß Diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Herr Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig und fragt: „wie es denn Diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meere, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben?“ Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit

verloren habe?" — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Sekunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Ethymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich sein können, daß Juden sich noch jetzt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht." Der Verfaffer hätte immer so aufrichtig sein sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater

Jakob reiſte einſt bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er ſich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißeſt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Israel heißen; „denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beikommen.“ Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts Anderes, als ein ſtarker Mann, ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpft, Israel heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jetzt von keinem Hintertiertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſein, indeſſen be-

denke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen sein mag, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben „solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt.“ Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen,

weil Jude oder Christ; ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, Ihr aber seid Sclaven Eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum sein, um Tausende zu hassen. Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu sein braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein

ihm Würze giebt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seid was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden anekelt — ſeid keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakeſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, iſt
Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendent les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu ſprechen; aber darauf, was ſie unterſcheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeſchäften und zu Marketendern der Ariſtokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Geſetzgeber zugeſendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttauſend Geſetznehmer zugeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar! Der himmliſche Vater, der doch ſo beredſam iſt, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erſchuf, brauchte zehn län-

gere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sei. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das Schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst Nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von

dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verstehen sich nicht auf die Perspektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Haut-Relief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutſchland Jeder; nur das Recht, ſie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutſchen), iſt dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieſes Recht auch für die Unterthanen in Anſpruch nimmt, darüber braucht man ſich nicht zu wundern; es iſt dieſes eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzoſen. ... Das iſt aber auch ſchon Alles, was ich über das angezeigte Werk ſagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtſchaffenen Recenſenten zu erwarten iſt, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüſſig, theils ſchädlich. Ueberflüſſig — weil diejenigen deutſchen

Leſer, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beſte Franzöſiſch ſprechen und alſo das Original verſtehen; ſchädlich — weil denjenigen Deutſchen, die kein Franzöſiſch ſprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfaſſer ſelbſt iſt keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterſchied berechtigt ſei, Schulden zu machen; er fordert gewiſſe körperliche und geiſtige Eigenſchaften dazu, und nur die damit Ausgeſtatteten bilden ſeinem Syſteme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechſelbrief-Adel, die Schulden-Ariſtokratie.

Nicht blos ſeines Inhalts wegen, ſondern auch darum iſt dieſes Buch merkwürdig, weil zwei deutſche Worte von bedeutendem Umfange, zuſammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographiſchen Fehler darin abgedruckt ſtehen. Das war eine ſchnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich ſchrieben ſie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen ſollte: Zauberflöte und Klopſtock. Wenn die Franzoſen mit ſolchen Rieſenſchritten fortgehen in der Philologie, werden ſie bald ſagen können (vielleicht ſagen ſie es ſchon zur Zeit, wenn dieſes gedruckt erſcheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi...

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie,

von

C. J. H. Windischmann,
Professor der Philosophie und Medicin zu Bonn.

Leipzig, 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.“ Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch

ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst Noth thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen sein, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem

kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir Andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger“ schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung“ schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus

nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windiſchmann herablieſt, folgt der ſich immer dicker und dicker zuſammenknäuelnde Unſinn auf dem Fuße nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer, betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht „aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel“ ſei ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine „entſcheidende Verfügung“ ſei er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt Ihr ſchon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine „freundſchaftliche Aufforderung“ die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen,

viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte, gemacht," habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunst Noth thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich: „gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip selbst," auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine

Rücksicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen sucht, ist das Christenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Christenthums wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Princip sehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden ächten Christen muß es, weil er ein ächter ist, um so mehr empören, Christus zum Doctor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke giebt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Athem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel

von Fleiſch die Rede, daß es gute Katholiken während der Faſtenzeit gar nicht werden leſen dürfen. Wer ſich übrigens damit bekannt machen will, der ſetze, bevor er das Werk unternimmt, ſeine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philoſophie iſt weſentlich nichts Anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhange fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſo wie nicht minder das auf eben dieſe Weiſe verfahrende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im blos ſinnlichen und fleiſchlichen Leben außerſichſeienden und — wie es ſich am Ziele findet — außerſichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menſchen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfaſſer das, was er chriſtliche Philoſophie nennt, auseinander geſetzt, unternimmt er, von der Arzneikunſt in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu ſagen: „der bisher verſuchten Charakteriſtik gemäß, können wir alſo mit dem Zuſtande, zu dem die Kunſt herabgeſunken iſt, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müſſen eine vollſtändige Neuerung und Wiedergeburt derſelben wünſchen und verlangen.“ Um dieſe Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgen-

den Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur iſt der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit ... der Sitz aller Krankheit iſt in einer Entzündung der Seele. ... Es giebt eine erſte, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbſünde giebt.“ — Aber unter dieſen vornehmen Redensarten liegt Nichts verſteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit iſt nicht mehr, wo eine philoſophiſche Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geiſtes mit der Natur, das Leben nämlich, iſt die Urſache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod iſt der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, ſelbſt die unheilbaren; der examinirte, promovirte und recipirte Menſchen-Arzt jedoch ſoll kein Famulus des Todes ſein, ſondern deſſen Widerſacher. ... Will man das egoiſtiſch hervortretende beſondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß ſolche dichteriſche Ausdrücke in pathologiſchen Vorleſungen übel angebracht ſind. ... Der Menſch, wie jedes organiſche Weſen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; dieſe Empfänglichkeit nennt Herr Windiſchmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit dieſem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen?

Was gewonnen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtseins" verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den thierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst; aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: „Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin." Jetzt kann man sich auch das Räthsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kra-

gen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetismus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: „Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände giebt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern Andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.“ Gegen den Comparativ der anſehnlichen Höhen würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben

mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener „kindliche Glaube“, welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt.“ (Schade, daß Molière dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner Femmes savantes geworden.)

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß einem Profeſſor zugleich der Philoſophie und der Medicin, daß es Herrn Windiſchmann mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſein ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſein; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigene Anſichten. Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Papſt ſoll der Kranken Aesculap ſein, und in bedenklichen Fällen ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die

wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus, durch den Exorcismus. Da aber solche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Aerzte sein. Bis diese edle Schmelzung zu Stande gebracht, sollen einstweilen die Aerzte mit den Priestern sich verstehen und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken. . . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröthe verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird."

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par M^me. Elise Voïart. Paris, 1822.

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft sind die Kabinetsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es doch friedliche, keine andere Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschatzt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer

Güte iſt immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, iſt gewiß nicht liebenswürdig. Wohl iſt die Liebenswürdigkeit eine geſchenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geiſt und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeſchmückt von ſchimmernden Blüthen; — weiß es aber eine Frau von Geiſt und Herz und ohne Schönheit, daß ſie nicht liebenswürdig ſei, dann wird dieſes Bewußtſein die Anmuth der Entſagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel faſt erſetzen. Es giebt keine Kunſt, zu gefallen! . . . Die Kammermädchen von ganz Europa werden entſetzlich ſchreien, wenn ihnen dieſe Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüſſig zu machen. Sie werden ſagen: das wären aufrühriſche Geſinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menſchen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhſtifter bilden, die alles Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich geſagt habe, habe ich geſagt; ich fürchte die Central-Unterſuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunſt zu gefallen! Doch mögen ſich die Kammermädchen tröſten, wir haben und ſie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, ſich zu ſchminken, ob ſie zwar Keinen damit täuſchen,

als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Machiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren, die sie giebt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen macedonischen Phalanx, den man Zeit nennt, sich künstlich vertheidigen können; aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmer Weise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die

Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toiletten-Kunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sei sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putz-Ministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erb-Toiletten-Tisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Rathschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen. . . . Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt

werden könnte.“ ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen ſtillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt geſehen habe, vergeſſe ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falſchheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.“ ... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunſt beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geſchichte der Kunſt. Sie ſteigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menſchen ihr Geſicht zu ſchminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen ſchön, verliebten ſich in ſie, und aus dieſer Verbindung des Genius mit der Schönheit entſprang ein herrliches Menſchengeſchlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte. ... So wird die Geſchichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrſamkeit aus den

Schriften Winkelmanns, Böttigers und Herders verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin Etwas mit Kopf anfängt! ... Im Kapitel von der Haut-Kultur geschieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's, Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden. ... Das Kapitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: „verrätherische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach

und furchtſam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erſte Runzel iſt ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; ſind ſie aber bis zur Zahl drei geſtiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeſchrei; und wirklich kündigt dieſes furchtbare Trio das endloſe Gefolge aller der Runzeln an, die ſich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall anſiedeln. Ich erinnere mich noch des ſchrecklichen Eindrucks, welchen die Erſcheinungen der Runzeln auf die Prinzeſſin Amalie machten. Ein Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, demjenigen gleich, welches die düſtern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung ſich die deutſchen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.“ Die armen Weiber! Warum wiſſen ſie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verſchwindet? Warum lernen ſie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferſtehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entſetzen leſen, daß die engliſchen Damen, um ſich jung und ſchön zu erhalten, Wein trinken,

worin man Nattern lebendig erſtickt hat! ... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Offiziere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen! ... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſobald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit ägyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte iſt, wenn ihnen die verſam-

Digitized by Google

melte Menge Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan — ſo unerſchrocken ſind ſie.... In dem Kapitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöfe zu geben, und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Ausland zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüſteten; mehr als

drei Millionen Franzoſen kamen um, weil ein Erzbiſchof ſich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die ſeinigen abſchneiden ließ, und weil ſeine Frau ihn mit ſeinen kurzen Haaren und ſeinem glatten Kinn lächerlich gefunden." . . . Noch ein anderes Beiſpiel von dem wechſelſeitigen Einfluſſe der Politik und Kosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede iſt. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, ſich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieſer Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallſüchtig, wie ſie war, ließ ſie die Miniſter und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpfläſterchen die Plane zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr ſie Widerſprüche von Denjenigen, die ſich ihrer Entſcheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß ſie ſich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Dieſe wiederholten Biſſe entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaſerte ſich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine ſcheußliche Geſtalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunſt ihres königlichen Anbeters."

Aus den angeführten Stellen erſieht man, daß ſich in dieſem Werke über die Toilette die Leſerinnen auch etwas über die Geſchichte unterrichten können.

Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

gesammelte Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernoth gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken,

ſie ſind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreſte verzehrter Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen, die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn

auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch, daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrers Serapion ſich zum Erſtenmale ver-

einigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italienische Weine, auch wohl kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetische Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der sich für den Märtyrer Serapion hielt und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Reisen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn nach den Grundsätzen Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen; sei aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator, eigentlich verrückt sei, indem er nicht

begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgetheilt, die in Erstaunen setzten wegen der plastischen Rundung und des glühenden Lebens, mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth.“ „Dessen wollen wir eingedenk sein, so oft wir bei unsern Zusammenkünften Einer dem Andern nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit

zu werden. Der Einsiedler Serapion sei unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder."

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen, sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich sein — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigiebt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers ver-

drängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zum Conterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir es vorwärts, ein nüchternes Dasein aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sei. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als ein Anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt, er hat gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; sie sind nicht

etwa mehr, nicht etwa weniger, sie sind ein Anderes. Er giebt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes und die Fische des Meeres und die Vögel in den Lüften, Alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben, und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Mährchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rothglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße

und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmann'schen Erzählungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüths. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen gesunden lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden und das Geschrei der Eulen, die um Aeser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers widerklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben" genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfasser einen der

Serapions-Brüder sagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Ueberspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird," hat der Verfasser das Urtheil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt sein, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst sein, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser giebt, sind keine Dichtungen, sie sind ein Anderes, und hier ist das kurze freundliche Abendroth des langen mürrischen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können.

Denn ein Buch will Nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fordert auch ein Buch Nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer Etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!“ — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet und sie versteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Mensch-

heit ist, zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück

und für die Freiheit der Völker geſchehen? Er erkennt jede Tyrannei, ſie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erſcheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononiſcher Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern ſo ſchwer iſt — ſie täuſchen ihn nicht. Was dem Erſten und Dritten vorzuhalten, wiſſen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumſchränkter Fürſt. Er hielt Alles nieder, auch den heilſamen Widerſtand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürſt, der allen Bauern ſeines Reiches ſein ſonntägliches Huhn in den Topf verſchaffen wollte, die abſcheuliche Verordnung unterzeichnen, die ſie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenſtrafe verurtheilt? Man muß es ſagen, ſo ſchmerzlich es auch iſt: Richelieu's und Ludwigs des XIV. Zwingherrſchaft ſteigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach dieſem mag man ſich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu ſehr ergeben war und die Weiber ſeiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Iſt das ein Lob für Heinrich? Man erinnert ſich dann eines Wohlthäters am lebhafteſten, wenn man ſeine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht

verſäumt, durch weiſe Staatsgeſetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken; jetzt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen und in England wie in Spanien hat man es überſetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder Italiens noch unſere Schuld.“ Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darniederliegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inokuliren und es gibt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde, als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen, gibt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu Allem, was er geſchehen läßt, ſeine

Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſei. Freilich konnten Böſewichter, welche in Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Anſprüche auf vorſichtige Unterſuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter Nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben ſehr die Bequemlichkeit und ſind gegen die Störer derſelben ſelten ſo nachſichtig, wie der Onkel Tobias im Triſtram Shandy. Dieſem war nämlich während dem Eſſen eine Mücke lange auf der Naſe herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menſchen unter Majeſtäts-Verbrechen verſtehen, nämlich die Ruchloſigkeit, ſie etwas weniges im Schlafe oder beim Eſſen zu ſtören, gab ſich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenſter, öffnete daſſelbe und ſprach: Flieg' hin armes Thierchen, die Welt iſt groß genug für uns Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bacheville, und Einer müßte Platz machen,

und darauf hatten Letztere den geiſtreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der franzöſiſchen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte ſie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbeſiegbare Furcht vor Napoleoniſchen Offizieren, die, Bononiſchen Steinen gleich, die Majeſtät ihres Gebieters eingeſogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reiſten, wo deutſch geſprochen wurde (im eigentlichen Deutſchland und in der deutſchen Schweiz) hatte die Pariſer Polizei gehorſame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erſt als ſie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“ — ſchreibt Bacheville in ſein Tagebuch. Aus dieſem unromantiſchen Ouf! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reiſebeſchreibung keine ſentimentale iſt. Der Verfaſſer, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik ſeines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen leſen. Es hat freilich manchmal den Anſchein, als ob der Reiſebeſchreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, iſt

es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterſcheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt.

Drei Jahre lang reiſten die Brüder Bacheville in Europa und Aſien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überſtanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und ſtarb in Aſien an der bloſen Peſt.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft

von

Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung, 1823.

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht — es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödtlich ist, — als an der Systemsucht der Aerzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verstehen sie das, was sie für Recht halten. Der Arzt muß aber sein wie ein Hofmann: er darf keine

Grundſätze haben und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren Gebote erſt vollſtrecken und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der „kleinen Beiträge.“ Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Musterbildern für die Kunſt, zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen Andern, die erſt finden und dann ſuchen. Wer ſich nur Etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum Leſen und Beachten empfohlen ſein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Er-

Digitized by Google

ſcheinungen gezeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den phyſiſchen Folgen einer gewiſſen ſinnlichen Ausſchweifung, ſondern an der ſchrecklichen Vorſtellung ſtirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moraliſch-mediciniſche Werke, wie die von Salzmann und Tiſſot, haben noch Keinen von jener Ausſchweifung abgehalten, aber viele Derer, die ſie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnſinn geſtürzt.

Höchſt anziehend und lehrreich ſind die Geſchichten zweier magnetiſchen Behandlungen. Der Verfaſſer gehört in ſeiner Anſicht vom thieriſchen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die Einen ſahen Alles, was ſie zu ſehen wünſchen, die Andern überſahen Alles, was, wie ſie fürchten, ſie in ihrer altherkömmlichen Naturwiſſenſchaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Arzt, verläßt ſich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch verſäumt er deſſen Anwendung in Fällen, wo er ſich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigſten Nerven-

übeln gelitten, wird nach einer magnetiſchen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieſelbe, wollte der Verfaſſer nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutiſchen Mittel mochten das Ihrige gethan haben. Ein magnetiſirtes Dienſtmädchen bringt es bis zur Hellſeherei. Sogar politiſche Ereigniſſe ſagt ſie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfaſſer, um Papierſpekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weiſe verſchweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elyſäiſchen Feldern herum und ſpricht mit Gott und ſeinen Engeln. Am Ende findet ſich, daß ſie eine Spitzbübin geweſen, die ihren Arzt und die andern Zuſchauer zum Beſten gehabt. Man kann die Seelenſtärke des Verfaſſers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat ſpielen laſſen. Möchten ſich doch unter den ſeelenfrommen, magnetiſirenden Aerzten noch mehrere finden, die ſo umſtändlich, als ſie es mit ihren Täuſchungen gethan, auch ihre Enttäuſchungen mitheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wiſſenſchaft.

XXXV.

Histoire de la Revolution Française, par Thiers.

(Die erſten zwei Bände.)

Es iſt wahr, die Pariſer verſtehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins iſt, verſtehen ſie zu leben. Sie ſind im Stande und loben oder tadeln die entgegengeſetzteſten Dinge im nämlichen Satze, ſobald zwiſchen zwei Punkten ihr Vortheil umſpringt. Der Tiſchler preiſt eines ſeiner Möbel an, weil es vom feinſten ausländiſchen Holze verfertigt und ein anderes, weil nur vaterländiſches Holz dazu gebraucht iſt. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchloſigkeit. In der Pariſer Schriftſtellerei geſchieht das Nämliche. Erſcheint eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, rühmen von

ihr die Freunde des Verfaſſers, daß dieſer ein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, allen Ereigniſſen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieſelben eingegriffen habe. Erſcheint wieder eine andere Revolutionsgeſchichte, wird von ihr geprieſen, daß deren Verfaſſer kein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, alſo der rechte Mann ſei, in gehöriger Form die Erſcheinungen zu betrachten und ſie unbefangen zu ſchildern. Dieſe letztere gute Eigenſchaft ſucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er ſagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt geweſen, er ſei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zuſammen. Hierauf iſt aber erſtens zu erwidern: das iſt ſchon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt — Tugenden und Mädchen ſind am ſchönſten, ehe ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind. Zweitens: welche Parteilichkeit iſt der Wahrheit am gefährlichſten, die aus Selbſtſucht oder die aus Geſinnung entſpringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet ſich ſelbſt nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Geſinnung beitritt, der iſt zwar aufrichtig gegen Andere, doch ſich ſelbſt kann er täuſchen und in ſeiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine ſchlechte Sache,

oder eine gute ſchlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die letzteren haſſen ſie, die erſtern nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre Ariſtokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf einen ihm beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelſtürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelſte und reinſte unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der Nichts geſucht, als das Glück ſeines Vaterlandes, hat Nichts gefunden, als den unauslöſchlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr ſeines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus ſolcher Hand. Das that und

duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt und man verzeiht ihnen Alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unsern Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen

wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er spricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Uebelbefinden sich äußert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit Schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet und mit der andern im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu sein; aber der

Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie gibt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben wird und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's ist vortrefflich und die Marat's wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr in's Kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer in's Große drapirt und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser

zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; Jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend Andere, die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr

gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre Dieses und Jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.“ So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht blos im, sondern auch noch nach

dem Kampfe um den Sieg ſtreitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se souléve.“

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par M^me^. la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen.“ Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht, ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſein will und alle Blitze des Him-

mels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren ſteht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der ſocialen Alterthümer unterſcheiden ſich darin vortheilhaft von den Freunden der artiſtiſchen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das iſt aber auch die einzige gute Eigenſchaft, die ſie haben. Im Uebrigen ſind ſie gottloſe Menſchen und ſo arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer ſchrieben die Meeresſtürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Peſt den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menſchen den Parzen. Auf gleiche Weiſe perſonifiziren die Geiſtlichen, die Frömmler, die Ariſtokraten, die Miniſter, alle wohlthätigen und verderblichen Erſcheinungen der Geſchichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmliſchen und keine irdiſchen

Kräfte. Sie fragen nicht was, ſie fragen wer hat unſere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Chriſtenthum in Verfall gebracht, Rouſſeau hat die Peſt der Freiheitsſucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum geſtürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidniſchen Natur iſt auch Frau von Genlis, und ſie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß ſie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechſelt hat. In ihrer Jugend war ſie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; ſpäter war ſie den Republikanern zugethan; dann lag ſie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet ſie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen ſteht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reſerve-Liebhaber — aber fluchen ſollte ſie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, iſt ſchon eine Unbeſcheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt ſich ſehr anmaßend, eine Frau aber, die ſelbſt im Streite der Männer mitkämpft, iſt eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeiſt aufbewahre und in einem Schranke wohl verſchloſſen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen ſehen, als politiſiren hören. Es iſt nicht blos lächerlich, wenn ſie ſich in die Politik

miſchen, es iſt mehr als das, es iſt fürchterlich, es iſt troſtlos. Nichts iſt beſtändig in dieſer irdiſchen Zeit, nichts iſt dauerhaft auf der Wohnſtätte der Menſchen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfaſſungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geſchichte, die Himmelsſtriche, Kriege und Naturereigniſſe — alle Winde vereinigen ſich, die Wellen der Menſchheit in raſtloſer Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt iſt, und mit den Religionen die Wege ſich ändern, die zum Himmel führen, iſt ſelbſt die Ewigkeit der Zeit unterthan und auch Gott dem Wechſel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieſes Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Menſch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins iſt, was dauert im Wechſel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie iſt die Wurzel der Menſchheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemordet; wanken ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes Mutterherz iſt ſtets das nämliche, zu

allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Britin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Achſe der Erde und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Gibt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutſchen Baron Holbach war, wie bekannt, einer

der Verſammlungsörter für die philoſophiſchen Schriftſteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philoſophen den Ruhm angedichtet, die franzöſiſche Revolution herbeigeführt zu haben. Es iſt als ſagte man: der Sonntag ſei die Urſache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, ſich mit ihr zu verſtändigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menſchen erſcheinen, werden ſie zuerſt an den hervorragenden Geiſtern ſichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerſt die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man iſt den Philoſophen nur noch Dank ſchuldig, denn an ihnen iſt das Licht allmälig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne ſie wären die Kämpfe unſerer Zeit noch blutiger geworden als ſie waren. Deutſchland hat ſeinen innern Frieden ſeinen Philoſophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther ſteigen wir und härten uns gegen franzöſiſchen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben ſeit dreißig Jahren viele unſchuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Uni-

verſitäten haben in Deutſchland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltſam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philoſophen die Thürſteher der Wahrheit ſind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt ſie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt ſie, habe ſie die Philoſophen bekämpft, und ſie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich ſei ſie ſehr krank und dem Grabe nahe geweſen, und in den ſchleichenden Tagen einer mühſamen Wiedergeneſung habe ſie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man ſieht dem Buche die Krankheit der Verfaſſerin, aber nicht ihre Geneſung an. Sie geht ſehr unverſtändig und ſehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der ſogenannten Encyclopädiſten reißt ſie unzuſammenhängende Stellen, bringt ſie in Geſprächform und legt dieſe Geſpräche der Tiſchgeſellſchaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf und halten ſo gottloſe, abgeſchmackte Reden, wie man ſie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Dieſe Herren kommen zuſammen und überlegen ganz ernſthaft und gelaſſen, wie ſie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle

Digitized by Google

Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sei der himmlische Vater ein König Stanislaus und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft sein; — aber nein: Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine Marquis-Natur, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache Einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder

vielmehr zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächs-Spielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen — Voltaire, grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouqué iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schriften wären ohne Werth, kaum zu leſen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftſtellern geſtohlen. Um dieſes zu beweiſen, führt ſie Verſe an, die er dem Apoſtel Paulus abgeſchrieben. . . Der Himmel in ſeinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Go-

morah, brennenden Schwefel herabregnen — er ſchickt uns kritiſche Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf ſolche Weiſe die Abgänge der Holbach'ſchen Mahlzeiten chemiſch unterſucht und, in der Abſicht zu verläumden, aus den geſündeſten geiſtigen Flüſſigkeiten einen freſſenden Branntwein deſtillirt hat, führt ſie des Gegenſatzes wegen mehrere Standesperſonen zuſammen und läßt ſie ein gottesfürchtiges Eſſen halten. In dieſer Geſellſchaft befinden ſich: der Marſchall von Richelieu, der Marſchall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den franzöſiſchen Memoiren hinlänglich bekannt iſt, Muſter der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, ſowohl von irdiſchen als überirdiſchen Dingen. Sie decken die Laſter der gemeinen Bürgersleute auf, und entſchleiern die verſchämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer ſagt: „man muß es dem Adel zum Lobe nachſagen, daß in dieſem Stande Impertinenz ſich ſeltner findet, als in den untern Ständen.“ Wohl geſprochen! ſagen die Andern. . . Eine Herzogin ſagt: „Die ſchon ſehr ſichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken verſetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politiſchen Einſichten iſt dies ein ſehr böſes

Zeichen. . . .“ „Der Chevalier: Was ſagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die ſich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet iſt, wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Beſuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es iſt Mademoiſelle Dervieux. Die Frau Marſchall: Ganz gewiß, das ſind ſehr ſchlimme Vorbedeutungen. . . .“ Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grauſamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calviniſten, war ſo ſchwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grauſam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrſchen, Ludwig der IX., hat einen verabſcheuten Namen hinterlaſſen. Er hatte nichts Franzöſiſches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks ſo nennen kann; er ſuchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräſentation zu verſchmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häuſern gemeiner Handwerker ein und unterhielt ſich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja ſogar Krämer an ſeiner Tafel eſſen.“ („Ludwig IX. war ein

liberaler König nach der heutigen Bedeutung des Wortes“ — setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, so wird er von Denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich weil eilf Zwölftheile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse.“ Sonst sei dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter

geſchrieben: „quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.“ Dieſe nobeln Geſinnungen, ſo delikat ausgedrückt, ſeien höchſt rührend. Wir Andern, denke ich, finden dieſe Scala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen ſteigt, höchſt mißtönend und abgeſchmackt.

Das iſt die Weiſe der Frau von Genlis! Daß ſie geirrt, mag ihr verziehen ſein, ein Weib braucht nichts zu verſtehen von ſolchen Dingen — ihre Häuslichkeit iſt ihre Weltgeſchichte. Dieſe überſchritten zu haben, darin allein iſt ihr Vergehen, und um ſich die Unerſchrockenheit zu erklären, mit welcher ſie gleich einem alten Feuerwerker das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.

XXXVII.

Truthähnchen.

Ein satyrisch-komischer Roman

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merseburg, 1820. Mit einem schönen Titelkupfer und einer sauber illuminirten Vignette.

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, still begeistert, und seine Fahrtgenossen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl Keiner in seiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literarische Schicksal die Geburt eines schlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne diese Vögelwanderung wäre besagter satyrisch-komischer Roman nicht geschrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recensent

nicht theologiſch geſinnt iſt und ſteif und feſt an eine beſte Welt glaubt, ſo lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Uebelthaten, die ohne Ahndung und anſcheinend ohne Nutzen ſich im Reiche der Wiſſenſchaft begeben. Wer dieſes Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu ſprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindiſch unſere ſchöne Literatur iſt, der ſich mir ungeſucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weiſen. Alſo nicht einmal Geiſt haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Alſo nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verſtand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeſchäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen ſatyriſchen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichſten Kunſtſchätze in hundert Paläſten der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der ſchönſte Marmor auf allen Wegen liegt, das beweiſt doch gewiß, wie unvermögend und armſelig wir ſind. Als die Sonne der römiſchen Freiheit unterging, da wenigſtens ſchmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, **und leiſe, freundlich und ſchonend ward die düſtere Nacht herbeigeführt.**

Digitized by Google

Herr Hartwig von Hundt=Radowsky nennt seinen Roman satyrisch=komisch; er ist aber in der That komisch=satyrisch. Die „sauber illuminirte Vignette“ stellt einen Truthahn vor, der mit geschwollenem Kamme erbost sein Kuller Kuller Kuller schreit. Er führt die Unterschrift: Der starke Geist. Das sollte nun das Bildniß von dem Widersacher des Satyrikers sein, eigentlich aber stellt es den Maler selbst vor. Wir wollen sehen, was das für ein rother Lappen war, der den komisch=satyrischen Herrn Hartwig von Hundt=Radowsky so sehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde dann öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber Jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte, und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduciren, und vor dem ganzen deutschen Publikum, ein: Pater peccavi anstimmen, wofür Hundt=Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat.“ Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen — ich selbst als Journalist frage so etwas

nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da iſt ſie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in ſeiner Art, manchen ſeiner Mitarbeiter unter zwanzig verſchiedenen Namen auftreten zu laſſen. So lieferte ein gewiſſer Herr Friedrichſen, unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Raloft ꝛc. ſeine Beiträge. Das nennt man in der Handwerksſprache der Journaliſten: Ableger machen. „Das Publikum bildet ſich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um ſo begieriger wird es darauf.“ . . . „Blos ein gewiſſer Hartwig von Hundt-Radowsky war ſo albern, keine Ableger aus ſich machen laſſen zu wollen“ — und daher das Ausſtreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen iſt nichts Anderes als der Dr. Auguſt Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen dieſen und den Buchhändler Schleſinger, Verleger des Blattes, iſt die Satyre gerichtet. Beide ſind Juden, und wie hungrig und emſig daher auf dieſem Stoppelfelde des deutſchen Witzes geleſen wird, das kann ſich Jeder vorſtellen, der die Armuth des Verfaſſers kennt. Den Herrn Schleſinger redet er an: „herrlicher vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichſelzöpfiger Stolz der Hebräer!“ Auf dieſe Weiſe wird das Buch, das an-

fänglich leidlich unsauber ist, zuletzt ein wahrer Schweinestall.

Am 25. des ungesunden Monats, in dem schon so manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, starb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckuksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Lesers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnwesen — über, nicht gegen, sondern gegen das Gegen — gesprochen und gespottet worden, nehmen die Albernheiten und schmutzigen Geschichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten schließt:

O du lieber Augustin
Alles ist hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns hin ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack, und das vorurtheilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

XXXVIII.

Satyrisch-humoristische Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse.

Von

Heinrich Döring.

Leipzig 1820. In Ernst Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wässrigkeit. Wie sie getrunken sein wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die schuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie

im Privatleben auf's deutlichſte hervor. Es iſt eine gewiſſe phantaſtiſche Schwärmerei, ein falſches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall ſich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunſt hinwegſetzt, in dem andern, in Gedanken verſteht ſich, Staaten umſtürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweiſen: wer denn ſo eigentlich ein Deutſcher ſei oder nicht, das ſich ſehr verſtändig mit der Nothwendigkeit einer deutſchen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre alſo der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten ſind. „Sie ſchildern den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erſcheinungen einer auf vielfache Weiſe bewegten Zeit." Daß des Verfaſſers Gemüth nicht befangen iſt, kann ihm geglaubt werden, er beſitzt keines. Er fuchsſchwänzelt auf ſeinem poetiſchen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutſche Volk zu elektriſiren, ſondern um es ſeiner Elektrizität zu entladen. Er temporiſirt, doch ſieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — ſeptembriſirt. Ich will den Leſern einige Stengel dieſes ſatyriſch-humoriſtiſchen Unkrautes in die Hände geben, ſie würden ſich doch nicht darnach bücken.

Deutscher Freiheitsgesang.

Fort! hinweg mit diesem Alten!
Neu muß sich die Welt gestalten,
Throne müssen wanken, schüttern,
Fürsten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutschlands kühne Heldenjugend.

Musensöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnasiasten,
Können nimmer ruh'n noch rasten,
Bis das Größte ist geschehen,
Was die Welt annoch gesehen.

Einen scharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um so mehr, da wir in Röcken
Sehr geschicklich ihn verstecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — stoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tausend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unser Vorbild! reiner
War im deutschen Volk wohl Keiner!

Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernſten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinſinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutſchlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutſchen Jugend, kömmt Folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es ſchallt vom Ufersrand der Spree!
Ihr edle Turner ſeid's! was iſt geſchehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr ſeht's, der Turnplatz ſteht verödet,
Wo ſonſt das Leben ach! ſo friſch und fröhlich war!“ —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksſchlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meiſter gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug geprieſ'ner Mann,
Wer hat ſo viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?“ — So fragt ein Einfaltspinſel!
Der Korſe ſäß' fürwahr, anſtatt auf ſeiner Inſel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken faſt erloſch'ner Deutſchheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter ſprechen.

Es iſt ſchändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes ſo zu ſpotten — unglücklich, wenn er ſchuldlos, unglücklicher, wenn er ſchuldig iſt. Das hätte

Hr. Döring dem freien Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit seiner satyrisch-humoristischen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Recrut ist. Er droht mit einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

XXXIX.

Die Staats-National-Bildung.

Verſuch über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundſätzen der National-Oekonomie

von

Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geſchrieben iſt und ſeine Sätze in Schlacht-Ordnung anrücken, dann mag dieſes oft als Zeichen gelten, daß der Verfaſſer mehr von der kriegeriſchen Unterordnung, als von der männiglichen Einſicht und Tapferkeit ſeiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch ſchwache Gründe können, in Reihe und Glied geſtellt, langen und guten Widerſtand leiſten. Ich ſage, dieſes kann oft ein Zeichen ſein, aber nicht immer; wie es

auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier besprochen werden soll, keines ist. Wenn selbstkräftige, erfinderische Meinungen das freie Plänkeln lieben und unwillig ein geschlossenes logisches Regiment bilden, so bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie sie sind, können sie von einer Zahl-Uebermacht umzingelt, oder selbst von schwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeschlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil sie edle, kampflustige Grundsätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunst sie vorschreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger, ist sie unterrichtend für weit vorgeschrittene Denker. Sie lehnt sich sieben früheren Bänden des Verfassers: über die National-Oekonomie, als deren Fortsetzung an. Die Widersacher können nicht sagen: das sind Schwärmereien, das sind Träume, das sind die kranken Gelüste der Neuerungssucht! nein — was der Verfasser behauptet, beweist er, und was er beweist, das war schon bewiesen in einem früheren Satze, und so immer höher hinauf. Seine Grundsätze haben keinen erworbenen, sie haben einen Geschlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle seine Reden, seine Wünsche, seine Besorgnisse, sind die eines Menschenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des,

ſondern eines arbeitſamen Freundes der Menſchen. In den Lehren des Verfaſſers ſpricht nicht blos ein wiſſenſchaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, ſondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er iſt der Freiheit aus ganzer Seele zugethan und vertheidigt ſie, wie mit feſter Beſonnenheit, ſo mit liebenswürdiger Begeiſterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es iſt ein Markt des Ueberfluſſes, wo Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünſcht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem erſten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Beſtandtheile geſondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der ſittlichen, und das vierte von der intellektuellen Bildung. Der Verfaſſer geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falſch wäre und irre führte, ſondern weil er ſteil und gefährlich iſt und nur über Felſen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundſatz des Britten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung

ſei und müſſe ſein: Sich entbehrlich zu machen" wird angenommen und den Leſern dargereicht. Es wird geſagt: der Menſch, deſſen ſittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollſtändig ausgebildet ſind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — alſo doch etwas, nur vielleicht keiner ſtrengen. Man kann alſo nur behaupten, eine gewiſſe Regierungs-Form müſſe ſuchen, ſich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn ſie iſt: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieſes Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchſten Grade ſittlich und geiſtig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Geſellſchaft kann es kein unbeſchränktes Recht ſelbſt auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geiſteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer geſetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abſchlagen?) was der Verfaſſer ferner ſagt: die Weiſeren der Menſchheit, die auf der höchſten Stufe der Bildung ſtehenden Individuen, wären die **von der Natur gekrönten Herrſcher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern**

Ariſtokratie als der des Geiſtes ruht, nicht erſt entbehrlich zu werden, ſie war es immer geweſen.

Von jener alten, ſchönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, ſondern auch in jedem Bürger beſtand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo alſo die vollſtändige Erziehung und Bildung öffentlich war" — von jener Zeit ſagt der Verfaſſer: ſie ſei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann dieſe Troſtloſigkeit nicht theilen, aber um ſo mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger ſchuldig iſt; nämlich dem Unterrichte in der Verfaſſung des Staats und den Geſetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abſtrakteſten religiöſen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältniſſe des Bürgers in der Geſellſchaft gedacht." (Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man ſich von dem Verfaſſer gern erklären laſſen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig zuſammenhängen; denn auch das Schlechte hat ſeine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungs-Vermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung beſtimmt iſt, in Schutz genommen und der Grundſatz verworfen,

daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen sei. Wenn aber der Verfasser seinen Tadel auch auf die Einziehung der geistlichen Güter ausdehnt, so kann man ihm nur in so fern beistimmen, als diese Güter großen Theiles „zu den Planen der Ehrsucht und Eitelkeit“ verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt es keiner geistlichen Körperschaft zu, ein selbstständiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es ist nicht nöthig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geschah, denn der Verfasser verlangt, daß die Regierung, um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufsicht führe. Aber die Religion kann erst dann ein Gegenstand der Geld-Wirthschaft sein, wo sie als Gottesdienst anfängt, äußerlich zu werden; doch wo sie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört sie in das Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser, als damit entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu sein.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfasser einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist

die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich ſie nicht wiederholen ſollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates ſtehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewiſſe Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchieen, in der Art, wie ſie jetzt beſtehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenloſigkeit der Bürger iſt dort die Verfaſſung ſchützendes Geſetz, aber nicht das Eiſen iſt die Waffe, ſondern der geübte Mannes-Arm, der das Eiſen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns ſchlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung ſchade der geiſtigen; und da freilich der Geiſt der ſchönere und beſſere Theil des Menſchen iſt, haben wir eine Wahl getroffen, und unſere leibliche Erziehung vernachläſſigt. So iſt es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunſt geworden iſt, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen ſtarken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu ſehen, als wären ſie nicht auch Menſchen wie wir, ſondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreiſel macht, die ſich drehen, ſobald eine kindiſche Polizei ſie peitſcht; Binſen macht, die ſich

neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Haſen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geiſtes, ohne welche der Geiſt iſt, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinſel ohne Farbe. Daher die Zerſtörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiſte führt, und daher der abergläubiſche Magnetismus, und die Myſtik, dieſe alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern ſtehend, ſich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar ſehr jammern, daß ſie beide nicht ſchwimmen können. Die Turn-Kunſt iſt an der Schulfuchſerei ihrer Lehrer geſcheitert, denn es iſt der noch ungetilgte Fluch der Deutſchen, daß ſie, wagen ſie ſich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, ſie das Feld ſogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten beſtimmen, wenn ſie nicht gar ein Dach darauf ſetzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch iſt jener Soldatismus (ſagt Graf von Soden), den man mit der Turnanſtalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weiſen Leitung ſteht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich iſt, was der Verfaſſer über die Nothwendigkeit eines Inſtitutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moraliſchen und phyſiſchen Bildung

der Kinder ſagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Geſellſchafter, und wie ſonſt die literariſchen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leſerinnen mitzutheilen, ſtatt daß ſie dieſelben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dresden den Hamlet geſpielt, und wie am 3. October Frau Urſula in Braunſchweig die Königin der Nacht geſungen hat.

Das dritte Buch, welches von der ſittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfaſſer mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Geſetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels beſtimmter Geſetze. Die erſte Folge iſt, „daß die Richter ihre wahre Weſenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Ausſprecher der Anpaſſung des Geſetzes auf den einzelnen Fall zu ſein, alſo willkürliche Dispenſatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden ſind.“ Die zweite unglückliche Folge iſt, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, ſich in die Arme der Advokaten werfen müſſe. „Unverkennbar herrſcht alſo in Abſicht des Eigenthums und deſſen Sicherheit, alſo in Abſicht des erſten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Geſellſchaft, auch bei

Digitized by Google

dem größeren Theile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine Despotie. Die Richter und Advokaten sind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anspruch genommen." Es giebt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu sind zwei Wege. Erstens: die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Umständlichkeit der bürgerlichen Gesetzbücher, und zweitens: die Oeffentlichkeit der Justizpflege. Man hat das preußische Landrecht seiner Umständlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin besteht sein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß diesem Gesetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art seiner Verfassung. Von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksstimme darüber gehört, und das ist es, was die Gesetzgebung unerläßlich bedarf." Nur durch die Oeffentlichkeit der Justiz kann dem sonst unvermeidlichen Despotismus der Richter und Advokaten Grenze gesetzt werden. Der Verfasser vertheidigt sie mit der Wärme eines Mannes, der an sich und Andern erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit

ſchmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Proceßform wird bemerkt: die ſpaniſche Inquiſition iſt der Gegenſtand des Abſcheues aller Nationen (geweſen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieſer nämlichen Inquiſition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß ſein Mitbürger davon oder von dem Grunde ſeiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeſchuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Unterſuchung genommen; ſeine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Kamäleon des Gerüchts. ... Es iſt ein erſtaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menſchlichen Vernunft, daß Regierende ſich ſolch deſpotiſcher Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es iſt ein eben ſo erſtaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beſchränktheit der Nationen, daß ſie eine ſolche deſpotiſche Behandlung in Abſicht der wichtigſten und theuerſten Güter der Menſchheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, ſeit Jahrhunderten ſich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einfluſſe der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geſchlechtes zumal, wie ſie den Leichtſinn

ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wohl zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie halten müssen, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher verbieten, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes! Auch sollen wir die Gefälligkeit unserer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat sie freiwillig für uns übernommen, sie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es giebt noch andere Mittel, das schändliche Gewerbe der Romanenmischer zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn sie nur abgeschmackt, man züchtige sie, wenn sie zugleich verführerisch und sittenverderblich sind. Einsichtsvolle und wohlwollende Männer mö-

gen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken giebt, eine Gesellschaft bilden, die das mühsame aber edle Geschäft übernehme, sich mit allen in den Catalogen der Leih-Bibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die schlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der sitten- oder geistverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die sie in den Catalogen der Leih-Bibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein sittsames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;" oder: „kein verständiger Jüngling, und der einst ein Mann werden will, nicht blos dem Alter nach, wird seine gesunde Seele durch solche Lesereien verkrüppeln lassen;" dann läßt sich erwarten, daß die Nachfrage nach schlechten Romanen sich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Werth. Daher war ich sehr überrascht, daß der würdige Verfasser, der für Freiheit und Recht überall mit so großer Herzenswärme spricht, von der Gesetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände" fordert. Es ist dieses um so überraschender, da er eine Zwangsbeschränkung des Luxus

überhaupt mit Recht verdammt. Er ſagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „ſo lange es den untern Klaſſen frei ſteht, ſich den höheren im Aeußerlichen gleich zu ſtellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er ſeine beſonderen Sitten hat, auch ſeine beſondere Sittlichkeit; iſt nicht dieſe eine gemeinſchaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn ſich die untern Klaſſen den höhern äußerlich gleichſtellen, dann iſt eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichſtellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man ſeine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen iſt daher weder Noth noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth — denn der Kleideraufwand der dienenden Klaſſe iſt nicht Urſache, ſondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eignen, ſondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unſere Diener ſind nicht unſere Sklaven, und wenn ſie mündig ſind, muß ihnen verſtattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es iſt beſſer, daß unſer Dienſtvolk die Zeichen ſeines übeln Lebenswandels oder ſeines Betrugs offen an ſich trage, als verſteckt, und wenn man ihnen die koſtbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit ſich

auf eine mehr verborgene Weise, die den Gesetzen unerreichbar ist, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Besseres sagen als: Wie der Herr, so der Diener?

Ueber Schauspiele und deren Einfluß auf die öffentliche Sitten macht der Verfasser vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man lese sie und versuche es anderer Meinung zu sein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall sich selbst überließen. „Sie gewöhnten sich sie als eine gesellschaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geist sie dem Geschmacke hingeben könnten. Sie bewachten sie zwar ängstlich in politischer Hinsicht, damit nichts dem Geiste der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; ... aber die sittliche, so wie die intellektuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nur der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur unbeschränkten Herrschaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählig selbst vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der sittliche und in-

tellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufſicht; und dies nannte man dann — liberale Geſinnungen.“ Die Abnahme des Geſchmackes für Trauerſpiele, die man in neuern Zeiten bemerkt, ſchreibt der Verfaſſer der Sittenverderbniß zu, welche das Herz ſchlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgeſtumpft habe. „Bei dem weiblichen Theile des höhern Publikums hat dieſe Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung. ... Ermattet wie ſie ſind, alſo unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moraliſche Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen ſie nur glückliche Liebende ſehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe iſt.“ Auch den neuern tragiſchen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerſpiele zugeſchrieben. Sie haben den wahren Geiſt der Tragödie verlaſſen. Ihre Helden und Heldinnen ſind oft nicht mit dem Schickſale ringende Menſchen, ſondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenſchaften, die als Opfer derſelben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die ſich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem ſie der Verweichlichung der Menſchheit fröhnten, zu ihrer Verſchlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht

für Tugend und Seelengröße, haben sie Nachsicht für das Laster durch Theilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. — Den Harlekin wünscht der Verfasser mit Unrecht zurück; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt, wie unerträglich wäre erst der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung gesagt wird, zeigt eben so große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meisten bedarf die irrende Welt Zurechtweisung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnsinn aber auf beiden Seiten herrscht. „Wie weit mußte die menschliche Vernunft nicht verkrüppelt sein, um sich bis zu den Begriffen einer herrschenden Religion, einer herrschenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Ansprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Ansichten eines Theils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchsten, unsichtbaren Wesens, diesen berechtigten, die physische Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verschiedenheit der An-

ſichten von der Art dieſer Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken, oder mindeſtens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbſt das Wort Toleranz iſt ein Vergehen gegen die menſchliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art ſeiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil ſeiner Kinder ſich's zum Verdienſt rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach ſeiner Weiſe zu verehren? ... Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menſchlichen Natur in ſeiner größten Scheußlichkeit dargeſtellt." (Und um wie viel iſt es jetzt etwa beſſer geworden? die Religionskriege dauern fort, nur ſchlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet ſie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt ſich, ſie verwundet zu haben, und macht ſie zu Sklaven. Die verlorne Kunſt des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten Welt, die von der Raſerei des Religionshaſſes ſtets frei geblieben, um dieſe weint man nicht. Für Einen, den das Chriſtenthum ſeit je getröſtet, haben die Chriſten Tauſende troſtlos gemacht!) —

Die Bibelgeſellſchaften habe ich immer als einen Beweis mehr angeſehen, daß die waltende Vorſehung, um ihre Zwecke zu erreichen, ſich ſolcher Mittel bedient, die dem Menſchen mit der Erfüllung

ſeiner Wünſche ſchmeicheln. Wie wäre ſonſt die Verblendung der proteſtantiſchen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieſes unfehlbare Mittel, die Demokratie im Religionsſtaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfaſſer bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Chriſtenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfaſſer hat, indem er, abweichend von der Form ſeines Buches, dieſer Unterſuchung eine eigene Ueberſchrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er ſelbſt dem Gegenſtande giebt. Aber es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet, die, weil ſie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbeſtimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es giebt Grundwahrheiten, die zum Wahnſinne führen, wenn man ſie zum Gegenſtande der Unterſuchung macht; denn ſie ſind der Boden des Verſtandes, und wenn dieſer wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menſchen ſind unbedacht; ſie wollen das Sehen ſehen und reißen das Auge aus ſeiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenſtand des Haſſes, des Abſcheues, der Verfolgung waren, und wo ſie es

noch ſind, da möchten oder mögen die Beſſerdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für ſie zu ſprechen wäre Thorheit; denn die Leidenſchaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet ſich nicht, weil ſie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wiſſenſchaftlich ſpricht, da iſt es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgeſehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Bruſt erregt, ſie mag treffen wen, ſie mag verübt werden von wem ſie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden geleſen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, ſie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptſache vergeſſend, haben ſie ſich eine unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erſt erworben zu werden, man wird damit geboren, man iſt ſchon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Geſellſchaft nicht Theil zu nehmen, wie kann dieſe das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuſchließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend ſein,

und darf es dem Verdienſtloſen verweigert werden, dann müßte man auch die Chriſten in die Klaſſen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch laſterhafter, als man je behauptet, ſo ſind doch ihre Laſter menſchlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Chriſten behaftet ſein müſſen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menſchen; ich glaube alſo nicht, daß ſie die Quelle der Verfolgung ſei, welche die deutſchen Schriftſteller gegen die Juden üben. Es iſt nichts, als ein garſtiges Muttermaal, welches die Deutſchen nicht abwaſchen, nichts, als eine Schulfuchſerei, die ſie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird ſchon beſſer werden; freilich große Geduld. Denn es iſt zu wetten, daß die Spanier, wenn ſie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich ſage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — ſelbſt den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird ſich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquiſition Juden Mitglieder der Cortes ſind, während man im Lande Luther's noch angſtvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeiſter oder Advokat werden könne, ohne daß die Achſe der Welt breche.

Auch der Verfaſſer geht in ſeinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Anſichten, die er aufſtellt, höchſt weiſe, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zuſtandes der Juden anrathet, eben ſo zweckmäßig als menſchenfreundlich ſind. Er ſagt: die ganze Geſetzgebung chriſtlicher Staaten wäre offenbar auf die Lehren des Chriſtenthums gegründet, man könne alſo die Glieder eines Volks, deſſen Religions-Grundſätze jenen Lehren entgegenſtehen, mit ſolchen Staaten nicht amalgamiren. Aber erſtens, bekennt der Verfaſſer ſpäter ſelbſt, daß die wahren, nicht erlogenen Grundſätze des Judenthums mit den wahren, nicht erlogenen Grundſätzen des Chriſtenthums ganz zuſammentreffen; und zweitens, iſt die Anſicht von der Grundlage der Staaten, worin die chriſtliche Religion herrſcht (der Ausdruck: chriſtliche Staaten ſetzt ſchon als bewieſen voraus, was erſt bewieſen werden ſoll) nur bedingt wahr. Die europäiſchen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Chriſtenthume, aber doch nur factiſch und zufällig, nicht rechtlich und nothwendig. Sie ruhen auf dem Chriſtenthume wie ein Haus auf ſeinem geometriſch eingeſchränkten Grunde, wobei es aber auf die mineraliſche Be-

ſchaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfaſſer gern auf ſeinem ganzen Wege. Er ſagt: „Jeſus als Iſraelit geboren, von ſeiner Kindheit an den iſraelitiſchen Religionsgebräuchen unterworfen, und im ſpätern Alter ſich ihnen freiwillig unterwerfend, ſtarb als Iſraelit. Nirgend verwarf er die moſaiſchen Geſetze; er ſelbſt verwies das Volk auf Moſes und die Propheten. Nirgend kündete er ſich als den Stifter einer neuen Religion an; und ſo wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts beſitzen, ſo haben uns auch ſelbſt ſeine Biographen, die Evangeliſten, nichts aufbehalten, das eine Abſicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden. ... Die Eitelkeit der Menſchen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und urſprünglichen Chriſtus-Lehre ſich bemächtigend, aus ihr eine neue, und zwar, gerade jenes Haſſes wegen, der moſaiſchen, alſo altjüdiſchen Religion entgegengeſetzte Religionsparthei — — geſchaffen hat. ... Wenn alſo der Chriſt die moſaiſche Geſetzgebung, mit Ausſchluß der lokalen und temporellen politiſchen Anordnungen, verehrt, ſo zeigt ſich, daß beide Religionen, die chriſt-

liche und die jüdiſche, an ſich zuſammentreffen.... Zieht man von der Chriſtus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an deſſen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt ſein mag, weil die chriſtlichen Religionspartheien unter ſich darüber nicht einig ſind, ſo wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrſätze ſich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich ſträuben kann." Zu dieſer alleinſeligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfaſſer ſie nennt, altmoſaiſchen Religion, ſolle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, ſondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudiſchen Vorſchriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menſchen-Satzungen entſagten, die in der jüdiſchen, wie in jeder andern Religion albern ſind, wo ſie nicht ruchlos ſind, ſolle man zu Staatsbürgern machen, ſie den Chriſten völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwiſchen beiden ſich ſo verſchwiſterten Religionspartheien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenſtiftung, die der Verfaſſer verſucht, verdammen? O! gar Viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menſchen, die, weil ſie keinen innern Werth haben, nach

den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel sein kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ sein, um die Juden unter sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamiren wird." Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellektuellen Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksklassen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen." —

Ueber den ersten Religions-Unterricht bemerkt der Verfasser: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden. Man solle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrscht) keine Mythen des Glaubens vortragen „für die sie keinen Sinn haben, noch haben können, da selbst die Bezwingung der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das Memoriren der Katechismuslehren." Beim ersten Sprachunterricht solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes; der Reichere an Geist wird daher immer eine schönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüssel kann so rein gehalten werden als die goldne Schaale, und darauf kömmt es an). — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leserlich schreiben lernen, weil man ja nur schreibe, um gelesen zu werden. (Dieses würde wenig helfen; denn im 25. Jahre haben sehr viele Menschen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre sehr nöthig, eine hohe Schreibschule für Erwachsene zu errichten. Die meisten Männer von wissenschaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, schreiben so erbärmlich, daß

man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft so wenig, was sie mit ihrem Geschriebenen, als was sie mit ihrem Gedruckten haben sagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, sie schreiben zu deutlich, so daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um sie zu lesen. Wozu, um des Himmels Willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchstaben und Zeilen verstricken sich und sind gar nicht mehr von einander zu bringen, so daß jede Blattseite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühsam fällt).

Dem primären Unterrichte reiht sich der sekundäre an. Jener ist Lebensbedürfniß für alle, dieser nur für gewisse Stände des Volkes, oder für alle Klassen, aber nur in gewissen Verhältnissen. Im Allgemeinen giebt die Natur jedem einzelnen Menschen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung seines Geistes auch das Gebot dazu. Aber der Verfasser nimmt außerdem für gewisse bürgerliche Verhältnisse auch einen Zwang der Gesetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieser Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber diesen Gegenstand wäre, theils zur Ergänzung,

theils zur Widerlegung der Aussprüche des Verfassers mehr zu sagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geschieht die Aeußerung: „Ob nach nationalökonomistischen Grundsätzen der Erbadel in Monarchieen als Staatsmaschine nothwendig sei, ist eine diesem Werke fremde Untersuchung;“ doch ergibt sich klar genug, daß der Verfasser die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen sollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich ist, sondern ob der Menschheit Monarchien solcher Art unentbehrlich sind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich ist der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergesse nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins ist mit der Masse des Volks, nicht durch ein räumliches Band, sondern chemisch verbunden, da bedarf sie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel besteht (fährt der Verfasser fort), ist er „als eine zur höhern geistigen Ausbildung verpflichtete Volks-Klasse zu betrachten,“ und der Staat solle, ehe er den adelgebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, sie über ihre geistige Ausbildung prüfen lassen. Allein dieser gesetzliche Zwang wäre

nicht eine Gewalt gegen den Adel, ſondern eine Gewalt gegen den Bürgerſtand ausgeübt. Denn während die im letztern Gebornen rückſichtlich ihrer geiſtigen Ausbildung ganz allein der Willkür und oft der Kurzſichtigkeit, dem Unverſtande, den Leidenſchaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben ſind, würde das unwandelbare und ſtets als weiſe anzuſehende Geſetz für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundſchaftlich Sorge tragen. Wäre dieſes nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksklaſſen? Auch eine verdiente möchte ich ſagen. Denn die Bürgerſtände waren oft blödſinnig genug, über den Mangel an perſönlichen Verdienſten des Adels zu ſpotten, vergeſſend, daß gerade durch dieſen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es troſtlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geiſtes geſellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit bei den Studirenden, über die Methode des akademiſchen Unterrichts, beſonders über die Sinnloſigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenſtände macht der Verfaſſer viele treffliche Bemerkungen. Es iſt Etwas in allen ſeinen Ausſprüchen, das ſie gegen jede Be-

leidigung übelwollender Menſchen ſchützt — ſie ſind ganz freimüthig; und offen wie ſie ſind von allen Seiten, kann weder der Unverſtand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten ſich anſtellen, als lauere hinter jenen Grundſätzen etwas Gefährliches. Darin unterſcheidet ſich der Verfaſſer von manchen andern freiſinnigen Schriftſtellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

XL.

Ueber Herrn von Villele und dessen politische Stellung. Paris 1822.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen von Börne. *)

---

[1]) Die Journale einer gewissen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat-Correspondenz angegriffen, die sie ihm zuzuschreiben für gut ge-

---

*) „Politische Annalen" 8r Band, ergänzt aus der Handschrift des Verfassers.

[1]) Frankreich ist das Zifferblatt Europas; hier *sieht* man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst *schlagen* hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politischen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift *über*

funden. Ohne zu unterſuchen, ob jene Privat-Correſpondenz wirklich von dieſem Miniſter herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem,

---

Herrn v. Villele kam mir ſehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich iſt, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, iſt es in Meinungsſtreitigkeiten immer räthlich, ſich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſich der Gegner gewählt. Die Leſer der genannten Schrift, von welcher Partei ſie auch ſein mögen, Ariſtokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewiſſe Grundſätze, Anſichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverholen ſpricht. Des Königs geſchieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Ariſtokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber iſt davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Miniſter jetzt nothwendig thun muß, um ſeine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzoſen aber, von den Bedürfniſſen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinſte Wörtchen geſprochen. Eine jener Ungeſchicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorſchein kommen, ſobald die Gewalt — ſpricht! Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren, ſobald ſie anfängt, ſich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen franzöſiſchen Miniſter ſind viel zu klug, als daß ſie hoffen dürften, ihre Abſichten durchzuſetzen. Zu gewiſſen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es iſt nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenſchaft

vielleicht unbesonnenen Freunde, dünkt es uns ersprießlich, uns mit den Ansichten zu beschäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correspondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Ministers annehmen wollen. [2])

---

der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden französischen Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht *sehen*. Ueber enge, felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

[2]) Die Privat-Correspondenz, auf welche hier angespielt wird, hat sich den englischen ministeriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich sage *Schaubühne*, denn der Ursprung, wie der Zweck jener Correspondenz ist das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit seiner Herrschaft auch seine maskirte Correspondenz; er ist aber doch vorübergegangen. Möchten sich die Herren Minister doch endlich einmal des Diplomatisirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischen hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

Dieſe Grundſätze ſind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der ſocialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke ſehr bedroht ſind, zu befeſtigen, es wenigſtens eben ſo vieler Mäßigung als Energie bedarf. [3]) Bei dieſem Worte Mäßigung haben ſich

---

[3]) Unter Mäßigung wird hier verſtanden: die Einen wollen Tag, die Andern wollen Nacht, der Miniſter aber will Mondſchein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet ſich als die Zunge der Wage, die nur ſo lange aufrecht ſteht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das iſt das alte Schaukelſyſtem, gegen welches die Liberalen wie die Ariſtokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Miniſter bleibe entweder auf dem feſten Lande, oder ſuche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren iſt das Gefährlichſte. Und was heißt Energie? Dem Wortverſtande nach iſt Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energiſch bezeichnen, wobei man nach dem unſichern Augenmaße ab- oder zugibt, und ſich mit ſeinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das iſt gerade das Gegentheil von Energie, das iſt Wankelmüthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wohl vorſätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Ariſtokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

die Feinde des Herrn v. Villele ſehr ereifert. Sie haben ſehr redneriſch von der Nothwendigkeit geſprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle dieſe Dinge zu vergelten. In dieſer Beziehung könnte er ſelbſt ſeinen Theil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, iſt noch nicht Alles geſagt; dieſe Worte, ſo achtungswerth ſie auch ſind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünf und zwanzigjährigen Revolution entſtandenen Intereſſen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verſchwinden mache.[4]) Herr von Villele, wie

---

[4]) „plötzlich verſchwinden machen" — alſo mit dem Verſchwindenmachen wäre man einverſtanden, nur daß es allmählig geſchehe und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel ſeines Herrn gethan, dem er die Ohren abſchneiden ſollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeſchnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal ſo wehe zu thun. Die Anſicht, daß die plebejiſchen Intereſſen in der franzöſiſchen Revolution entſtanden wären, verdient keine Widerlegung, da ſie nicht einmal ernſtlich gemeint iſt. Sie wird nur zum Scheine aufgeſtellt, um jene Intereſſen revolutionär ſchelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Intereſſen, die ewig beſtanden und ſeit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, ſie hat zum

kein Mann von Geist, kann sich über den Boden, auf dem er wandelt und über die Luft, die ihn umgibt, Etwas vortäuschen. Es ist sein Fehler nicht, wenn so höchst achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weise in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, dessen Lage und Sitten sie seit dreißig Jahren nicht kennen — sich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für sich Frankreich zu regieren. [5])

Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Aristokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel seine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm sie ihm. Dem Gott Jupiter ist es nicht besser ergangen und kein Wunder könnte ihm sein altes Ansehen wieder verschaffen."

[5]) Dieses Compliment ist nicht sehr fein gedrechselt, aber desto besser; das Geständniß gewinnt so viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele gesteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt sind, woraus also folgt, daß man sie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie sollten wohl hier in ihrem reinen Wortverstande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Aristokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürsten eigentlich ein treuer Diener seiner selbst. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch seine Einsichten und seine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieser Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anstrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu schützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde sie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verständigen Manne angemessen, auf gehässige Erinnerungen oder blose Parteifeindschaften Rücksicht zu nehmen. [6])

Hälfte des Vorwurfes, den sich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft die ihn umgibt und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langsamer gehen. Das ist dieselbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

[6]) Dieser krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die Ultra-Partei gebraucht hat, schmeichelte er ihren Leidenschaften unbedingt; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder seiner Collegen im Ministerium auch thun würde,

Die Royaliſten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterſtützt und die ihm den Weg zum Miniſterium gebahnt haben, ſollten die Lehren nicht vergeſſen, die ihnen das Beiſpiel des Herrn Decazes in einem andern Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejiſchen Intereſſen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejiſchen Intereſſen angemeſſene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär“ in der gehäſſigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es iſt alſo klar, daß die Anhänger der Grundſätze und Intereſſen der Revolution, ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen,[7]) das Mini=

ſobald er Premier=Miniſter geworden wäre. Als ſolcher würde es ſelbſt Herr v. Peyronet nicht beſſer, das heißt hier, nicht ſchlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältniſſe überſchaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Anſehen erlangt, welche den höchſten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder franzöſiſche Staatsmann einſehen, daß Frankreich im rein ariſtokratiſchen oder, in der Kanzlei=Sprache der Heuchelei zu reden, im rein royaliſtiſchen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es verſucht, nicht blos Frankreich, welches eine Nebenſache iſt, ſondern auch der Waghals, der es verſuchte, darüber zu Grunde gehen müſſe.

[7]) „ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen“ —

sterium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vortheilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Prinzip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisirt haben, daß die Hoffnungen Derjenigen, die sie aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt; es ist also offenbar sein Interesse,[8])

---

diese Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingestanden, daß die Charte die Grundsätze und Interessen der Revolution gesetzlich angenommen habe, woraus also folgt, daß Diejenigen, welche gegen jene Grundsätze und Interessen kämpfen, nothwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

[8]) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgültig sein, was Herr von Villele für sein Interesse ansieht. Ueber das kindische Wesen der großen Leute, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ocean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu sprechen, als von dem Interesse des

die ariſtokratiſchen Prinzipien der Charte zu begünſtigen, in ſo weit als dieſe Prinzipien mit den herrſchenden Meinungen und den Bedürfniſſen der Zeit

---

Herrn v. Villele und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeſchichte hat ſeit einigen Wochen Rieſenſchritte gemacht. Diplomatiſche Gedächtniſſe würden ſich vergebens beſinnen, was ſich denn eigentlich in der jüngſten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menſchheit iſt Vieles geſchehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat ſich rein und ſcharf von der Nacht geſondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn v. Marchangy zu verdanken. Berton und ſeine Mitſchuldigen haben ausgeſagt: nicht gegen den König, gegen die Ariſtokratie hätten ſie ſich verſchworen. Herr v. Marchangy hat dieſes Wort nicht fallen laſſen, wie es das Intereſſe ſeiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch empor gehalten und die ariſtokratiſchen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert ſich Einer über dieſe Ungeſchicklichkeit? Die Geſchicklichkeit der Vorſehung beſteht in der Ungeſchicklichkeit der Menſchen. Die berühmte Klageſchrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, ſie wird den Fürſten und den Völkern die Augen öffnen. Die Ariſtokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß ſie für den Thron, ſie ſagt frei heraus, daß ſie für ſich ſelbſt ſtreite. Sie ſpricht noch offener, ſie ſagt: und wenn alle Thronen darüber einſtürzten, würden ſie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — ſie ſagt dieſes freilich nur erſt in ihrer ſchwer abzuſtreifenden Hofſprache. Man leſe und über-

— um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar ſind. Allein, ſo wie die Liberalen Herrn Decazes geſtürzt haben, indem ſie von ihm verlangten,

---

denke folgende Worte, die ein franzöſiſches Ultra-Blatt kürzlich enthielt: »quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désésperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté . . . . . ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône.« Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anſtand aufzugeben — und möchten ſie ihre Verblendung nie verlieren, möchten ſie nie einſehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftſteller, ſondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache oer Ariſtokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! . . . Wie Geſtändniſſe jener Art dazu dienen, den Fürſten die Augen zu öffnen, ſo ſind ſie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tauſend redliche Menſchen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für ſie zu ſtreiten, aber ſie wiſſen nicht, wo ſie ſie zu ſuchen haben, oder kennen keinen unſchuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man ſagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu ſtürzeu; das Bedürfniß monarchiſcher Verfaſſungen für die europäiſchen Staaten iſt aber ſo tief gewurzelt, daß es zum religiöſen Gefühle geworden iſt. Auch haben ſie geſehen, daß

was er nicht thun konnte; so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.[9]) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein

---

die französische Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht sie mit Recht schüchtern. Jetzt aber kömmt die Aristokratie und sagt: nicht gegen die Fürsten, gegen uns sind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tausende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigen Herzen der Demokratie zufallen und wie dieser Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern enden werde, ist eben so unzweifelhaft, als es unbestimmbar ist, wann er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben — das ist am Gewissesten.

9) Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royalisten Herr v. Villele gestürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so Etwas sehr möglich, ja wahrscheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweitenmale den Muth haben werde, sich mit der rechten zu verbinden, um einen Procrustes bei Seite zu schaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

populäres Wahlgeſetz, deſſen Verluſt ſie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgeſetz, das gleichfalls in ihrem Intereſſe war, noch für viele andere theilweiſe Bewilligungen und allmählige Dienſtentſetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; ſie wollten Abſetzungen in Maſſe; kurz eine vollſtändige und unverholene Veränderung des Syſtems. Herr Decazes gab ſchrittweiſe nach, ſo lange er konnte, fand ſich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten und da er ſich, durch ſeine Rückſichten für die Liberalen, die Feindſchaft der entgegengeſetzten Partei zugezogen hatte, und die Liberalen ſelbſt, von den Hinderniſſen, die ihm entgegen ſtanden, Nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen.[10])

Herr v. Villele befindet ſich in einer gewiſſen

---

[10]) Die demokratiſche wie die ariſtokratiſche Partei haben beide gleich recht, daß ſie Nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Ariſtokratie geben — das iſt die Frage; es gibt kein Drittes. Die engliſche Adelsverfaſſung ſcheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber iſt man auch gewiß, daß die engliſche Revolution vollendet ſei? In dieſem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurtheilt hatten, eben so der Geist des Königs sich verletzt fühlen mußte, so oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Klasse machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt inwohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine sein Herz kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht persönlicher Beleidigung dabei im Spiele sei. [11])

---

[11]) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Ueber-

Er gewährt Herrn v. Villele Alles, was die Sicherheit ſeines Thrones und die Ruhe ſeines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenſchaftliche Partei geben (und es gibt leidenſchaftliche Menſchen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für ſich allein benutzen wollte (denn das Geſetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengeſtellt, ſehen wir als eine Revolution an), wie es leidenſchaftliche Menſchen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren aus=

ſetzer aber iſt es gewiß verſtattet, die Perſönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht und vollkommene Entſchuldigung für alle, die er geſchehen läßt. Ein König iſt auch ein Menſch, nur ein ſchwächerer, weil er tauſend Täuſchungen und Verführungen mehr ausgeſetzt iſt, als ein Bürger. Doch, um dieſe welke Predigt fahren zu laſſen — ich will nur auf Eins aufmerkſam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäiſchen Mächten als viel gefährlicher angeſehen werden, als Napoleon ſelbſt war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verſtand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er ſieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigſtens wohlfeiler iſt, als eine aus Ruſſen, Preußen und Oeſtreichern zuſammengeſetzte.

schließlichen Vortheil zu verwenden gedachten; so ist nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.

Wir glauben, daß Herr von Villele, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Interessen des Thrones und Frankreichs den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindische Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villele weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieses Alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher eben so ungerecht,

ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für erſprießlich hält, als es abgeſchmackt iſt, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in ſeiner Macht ſteht zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einſichten und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen geſucht. Wenn dieſe Vereinigung nicht zu Stande kam, ſo lag dieſes weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich ſehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie ſelbſt. Herr v. Villele verſucht ſeinerſeits, eine vernünftige Ariſtokratie mit dem Königthum zu verſchmelzen und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigenſinne jener Ariſtokratie liegen. Man darf ſich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele ſchwieriger iſt, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredſamſte unſerer Schriftſteller geſagt hat: die öffentliche Meinung iſt republikaniſch (les idées du siècle sont republicaines).[12]) Es bedarf alſo Geiſt und Klugheit,

[12]) Es läßt ſich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredſamſten franzöſiſchen Schriftſteller gefunden haben wird; alſo war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieſer heftigſte aller Ariſtokraten ſagt es ſelbſt, die öffentliche Meinung wäre

dieſer Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannſchaft mit ihm zerfiele, ſo dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt ſcheitern ſollte.[13])

Uebrigens befürchten wir einen ſolchen Ausgang nicht. Man kann ein ſehr treuer Unterthan, ein ſehr ergebener Royaliſt ſein, ja ſogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen Nichts verſtehen, die nothwendig gütlich betrieben werden müſſen. Vielleicht macht ſogar eine lange, freilich durch die edel=

---

demokratiſch. Ihr ſtimmt dieſer Anſicht bei und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man ſieht, zu welchen Höhen menſchlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung iſt die See und man behandelt ſie wie eine Suppe; Herr Decazes hat ſie zu ſehr geſalzen; Herr v. Villele will ſie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

[13]) Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politiſchen Steuerleute unſerer Zeit iſt, daß ſie die Demokratie für die Klippe und die Ariſtokratie für den Hafen anſehen, da doch umgekehrt die Ariſtokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen iſt. Weſſen Schuld iſt es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer ſcheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es iſt die Schuld Derer, die es nicht dahin **gelenkt**.

sten Triebfedern verursachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abwesenheit weniger fähig, die Geschäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt. [14]) Fern sei von uns der Gedanke, die Leitung dieser Geschäfte, selbst nur in den geringsten Einzelnheiten, in wenig sichere Hände zu geben; aber immerhin darf man sie nur geübten Händen anvertrauen. Das ist, wie uns scheint, der Grundsatz des Herrn v. Villele, ein Grundsatz, den ihm die Menschen, die ihn angreifen, schon vorgeworfen haben. Aber sie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, sein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man sich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben [15]) etwas

[14]) „Zu belohnende Abwesenheit!“ Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund stopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter sollten entschädigt werden und das Ministerium wolle in der nächsten Sitzung der Kammern ein desfallsiges Gesetz vorlegen, um die heißen Royalisten etwas abzukühlen.

[15]) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr von Villele die französische Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre schwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Aristokratie unter einer verdorbenen Monarchie versteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, sehen sie an, als wären sie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

Digitized by Google

beigetragen zu haben, läßt man sich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden ist und die, wenn sie es ja wäre, die Monarchie diesen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerstehen, wenn sie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, so geneigt auch die Kammer scheint, die Liberalen und ihre Grundsätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erschrecken schon im Stillen vor den Ausschweifungen, zu welchen man sie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußersten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Ansprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbesserlich ist; aber die große Masse der linken Seite, dem Herrn v. Villele so lange abgeneigt, als er es mit der äußersten Rechten zu halten scheint, würde jedem Ministerium zufallen, das sie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge. [16])

[16]) Das ist eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht schrecken wird. Weder für diese noch für die linke ist eine Kapitulation möglich. Es handelt sich zwischen beiden nicht um materielle Interessen, nicht um eine gewisse Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis sich

Die Menſchen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der beſonnene Theil der linken Seite ſieht den Fehler ein, den ſie begangen, als ſie ein Miniſterium ſtürzen halfen, das ſich den Ausſchweifungen der rechten Seite entgegengeſetzt hatte. Dieſer Umſturz hat ihnen nur die Wahl zwiſchen einer ungeſetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein Syſtem gelaſſen, das die Unterwerfung ſelbſt nicht entwaffnet. [17]) Ferner, abgeſehen davon, daß verſtändige und gewiſſenhafte Menſchen gewaltſamen Mitteln nicht geneigt ſind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen ſelbſt gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. [18]) Der 14. Juli hat

---

beide Parteien verglichen haben; es handelt ſich um moraliſche, nämlich um ſolche Intereſſen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt ſich um Grundſätze. Frankreich begnügt ſich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert ſie als ſein Eigenthum.

[17]) Es gibt noch ein Drittes, das zu wählen iſt — eine geſetzliche Revolution, welches das franzöſiſche oder jedes andere Volk, mit Einverſtändniß und Hülfe ſeines Fürſten, zu Stande bringt.

[18]) Man braucht dieſe Herren nur ungeſtört reden zu laſſen, ſie fangen ſich früher oder ſpäter in ihren eigenen Wortſchlingen. Es iſt nichts wahrer, als was hier behauptet

ſtattgefunden, weil Necker Miniſter geweſen, der 10. Auguſt, weil ihn das Girondiſtiſche Miniſterium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil ſich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verſchworen; der 18. Brümaire, weil ſich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buo-

---

wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. Aber Leute, die ſelbſt Theile der Regierung ſind, ſollten derlei Wahrheiten fein für ſich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen ſolche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten ſind höchſt lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünſcht, ſondern wer ſie zu Stande bringt, iſt der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entſtehen nur, wenn eine Regierung mit ſich ſelbſt zerfallen iſt. .... Ich wollte nur zeigen, wie das unvorſichtige Wort unſers Schriftſtellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen iſt, einen Widerſacher zu verwirren, ſo bemerke ich, daß ſich der Vertheidiger des Herrn von Villele falſch ausgedrückt hat. Er hätte nicht ſagen ſollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt, ſondern: es iſt ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, ſobald ein Theil der Regierung ſich ihr anſchließt. Denn wenn ſich die Beamten, Ariſtokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie ſchlagen, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß auf dieſer Seite der Vortheil und die Macht iſt.

naparte gegen die drei Uebrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Ministerium gewollt hat. Also in dem, was am volksthümlichsten, wie in dem, was es am wenigsten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreise der Macht; ohne diesen Stützpunkt geschieht Nichts, und die Menschen, welche glauben, daß sie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, blos indem sie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, sind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indessen hat seit dem Sturze des letzten Ministeriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Ministerium an der Befolgung eines Systems zu verhindern, das einige Personen ängstlich zu machen scheint. Auf der linken Seite selbst gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verständigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneterem Systeme schmachten und sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anschließen würden, die sie aus ihrer pein-

lichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das wesentlich die Ruhe liebt, wäre dieses noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einflusses im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux steht jedem Minister, der nur nicht Contre-Revolutionär ist, viel näher, als er dem General Demarçay steht; und Herr Royer-Collard würde sich besser mit einem Manne von Geist, der halbconstitutionell wäre, verstehen, als mit Herrn Tarayre.[19]) Es soll nicht gesagt sein, daß nicht alle genannten Mitglieder der Opposition reine Absichten hätten; aber es ist offenbar, daß, wegen der Art ihres Geistes, wegen der Reden,

---

[19]) Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit und verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleußen des Himmels haben sie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden sie sagen: das ist eine Intrigue und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Constant, Foy, Lafitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei stürben daran — die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sei Dank, es war Alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain!

die ſie führen und der Wirkung, die dieſe hervorbringen, das linke Centrum ſich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausſchweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu ſtimmen genöthigt iſt, dieſelbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerſte Rechte. Herr Lainé iſt eben ſo betrübt über die Deklamationen des Herrn Dupleſſis Granedan, Herr Maine de Biran ſeufzt eben ſo laut über die ausſchweifenden Reden des Herrn Dudon, als Herr Benjamin-Deleſſert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewiſſer Glieder der linken Seite. Allein ſo wie die Gemäßigten des linken Centrums, ſeitdem die Kammer in zwei entgegengeſetzte Hälften getheilt iſt, geneigt ſind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinſchaftliche Sache zu machen, weil ſie zur Rechten die Contre-Revolution ſehen, ſo ſchließt ſich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie [20])

---

[20]) Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das ſah man ehemals in Frankreich, das ſieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens iſt die grammatiſche Liſt, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzuſtellen, von keiner Wirkſamkeit mehr. „Unſere glorreiche Revolution," ſagen die redlichſten Engländer; es wird eine Zeit

zur Linken ſieht. Ein Miniſter, welcher die verſtändigen Parteien von dieſen zwei Geſpenſtern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angeſehen werden. Das iſt die Rolle, die Herr v. Villele ſpielen kann. Die Kammer iſt müde, ſich für Hirngeſpinnſte zu bewegen, und da das Wahre ſich nur in der Mäßigung findet, ſo braucht die Mäßigung nur zu erſcheinen und alle Welt ſchließt ſich ihr an. Herr v. Villele iſt tauſendmal ſtärker, als es ſich Diejenigen einbilden, die, weil ſie ihm das Miniſterium geſchafft, glauben, er müſſe es zu ihrem ausſchließlichen Nutzen bewirthſchaften. Wenn ein Mann nur durch eine Fraktion gehoben wird, muß er ſich von dieſer Fraktion leiten laſſen und heftiger ſein als ſie ſelbſt; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntniſſen zur Macht gelangt, iſt es etwas Anderes.[21]) Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Miniſteriums nur der ausgeſprochenen royaliſtiſchen Meinung einen Triumph verſchaffen wollen, ſo würde er auf der nämlichen Bank, aber

---

kommen, wo die Franzoſen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

[21]) Dieſen Satz zu widerlegen iſt die Sache des Herrn v. Peyronnet.

gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengesetzten Ende eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verschafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überschreiten wird.

XLI.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.*)

Ich dich ehren? wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſtigten?
Göthe's Prometheus.

Die mißtrauiſche Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging ſogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geſtändniß der Verfaſſerin las, daß ſie an orthographiſchen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wiſſe. Bei einer gebildeten Frau iſt die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geſchrieben, ſelbſt in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur

*) Geſchrieben in Auteuil bei Paris im Sommer 1835.

der Engländer und Franzoſen würden dieſe Briefe eines Kindes die höchſte Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutſches Werk ſind ſie von noch größerer Bedeutung. Iſt es doch das erſtemal, daß wir deutſchen Geiſt, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See bei günſtigem Winde mit geſchwellten Segeln ſtolz dahin fahren ſehen. Soll uns das nicht freudig überraſchen, uns, die wir die deutſchen Schiffe nur immer im Hafen ſahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Göthe iſt der Anker dieſes Schiffes! Bettina würde ſagen: er iſt mein Polarſtern, mein Magnet und mein Steuermann. Geſchwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe iſt der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, ſchwere und träge Eiſen, ſo oft das Schiff ausgeſchlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewiſſe, getragen von dem Schwankenden, unter ſich den Abgrund, hinter ſich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Geſtaltung!

Betet dieſes Kind an, denn der Himmel iſt in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina iſt nicht Göthe's Engel, ſie iſt ſeine Rachefurie.

Einſt vor vielen Jahren ſchmolz wieder einmal der Schnee in unſerem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen ſproſſenden Geiſtern einer hervor, mit tauſend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter ſprachen: dieſen Dichter wollen wir ehren durch unſere Gunſt, denn er wird uns verherrlichen, uns und ſein Vaterland, und ſein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch ſeiner gedenken in unſerer Höhe. Sie ſendeten dem Dichter einen ihrer vertrauteſten Geiſter herab, ein holdes, zauberiſches Weſen, das ſich in irdiſcher Geſtalt ihm näherte. Die ſchönſten Blumen, die ſüßeſten Früchte brachte ſie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und ſang ihm vor mit Harfenſtimme von ihrem Heimathlande, wohin ſie ihn zu führen verſprach. Göthe fühlte ſich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Haſſe erkannte er allein das Leben.

Göthe ſchlug Mignon todt mit ſeiner Leyer und begrub ſie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den ſchönſten Liedern. Die Todte verſprach er ſich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit

und Umſtänden, und ſo oft ihn die Optik, Karlsbad und ſeine gnädigſte Herrſchaft nicht in Anſpruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte ſie, dann ließ ſie ihre Hülle ſinken und entſchwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief ſie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunſt der Götter verſchmäht! Du haſt mich nicht geliebt als Jüngling, ſo ſollſt du mich lieben als Greis; du haſt mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, ſo ſollſt du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du haſt mich von dir geſtoßen, da ich deine Luſt wollte ſein, du ſollſt mich an deine Bruſt drücken, wenn ich deine Qual werde ſein. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einſt erſcheine ich dir wieder.

Und wie ſie gedroht, vollſtreckte ſie. Nach vierzig Jahren kam ſie wieder und nannte ſich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, ſie ſpotte ſeiner; er liebte ſie und ſie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war ſehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer ſolchen, wie ſie in Deutſchland Keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, ſonſt wären ihre Briefe den inter-

essantesten französischen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente, zu idealisiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichts-Anstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutschen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Räthsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant

Göthe, deſſen Familie zur herrſchenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinſten Menſchen? Was ſchlang Hopfen und Peterſilie durch ſeine Lorbeerkrone? Was ſetzte die Schlafmütze auf ſeine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältniſſe, zum feigen Philiſter, zum Kleinſtädter? Er war Proteſtant und ſeine Familie war rathsfähig. Er war ſchon ſechzig Jahre alt, ſtand auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhms, und Weihrauchwolken unter ſeinen Füßen wollten ihn trennend ſchützen vor den niedern Leidenſchaften der Thalbewohner; — da ärgerte er ſich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätsſalbader", die den Juden das Wort ſprächen. Ja, der Gott ärgerte ſich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umſchläge auf ſein gichtiſches Herz legen und ihn beſchwichtigen, wie einen leidenden, mürriſchen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einſt Petrarca ſeine Laura; ſie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe, ſie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geiſter, ſondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht,

aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literariſchen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoiſten; verſchmähend Alles, was Allen, haſſend das, was den Beſten gefiel. Er beſchützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ ſich von ihr bewachen.

Er ſchrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten ſammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, ſind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernſteren Beſchäftigungen ihr hohes Intereſſe nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke.“ Wenn Göthe für Original-Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit ſeines Dankes zweifeln. Wären dieſe Briefe nicht Original-Skizzen geweſen, ſondern an Alle geſchrieben, gedruckt, dann hätte ſie Göthe unleidlich gefunden. Daß er ſie, ſelbſt in ihrer ausſchließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verſtanden, mußte er in ſeinem Geiſt, wir zweifeln nicht daran, ſie als orientaliſche Poeſie angeſehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieſer Vorſtellung begreiflich und verzeihlich. Dieſe Weiſe der Anſchauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerſter Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der

Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Göthe lieben und bewundern? Es ist das Geheimniß der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Göthen hinauf wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Göthe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Göthe, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie Folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Göthe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für dich. Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war, und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich beſinnen ſollteſt über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachſpüreſt, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in ſo eifriger Correſpondenz gegen Sömmering behaupteſt; ſag mir aufrichtig, werde ich dir ſo wichtig ſein als ein ſolcher todter Knochen?“

„Ich möchte zum Wilhelm Meiſter ſagen: Komm, flüchte dich mit mir jenſeits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unſer Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergeſſen, und alle deine Liebſten müßten dann mit ihren Prätenſionen und höheren Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wieder kommen, ſo wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht ſein, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem ſonnenverbrannten Marsantlitze ſchaudern.“

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine ſchöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebſt ohne Kunſt und ohne feines Taktgefühl, ſo ganz wie dich Gott geſchaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein ſo kühler Brief ankommt, wo ich mich beſinnen muß, was ich denn gethan habe.“

„Ach du haſt einen eignen Geſchmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, ſo geht mir's auch mit Wilhelm Meiſter; da ſind mir alle Frauen zuwider, ich möchte ſie alle zum Tempel hinaus jagen."

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßteſt ſie verſtehen und würdigen; ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willſt du alles Göttliche ordnen und verſtehen, wo's her kommt und hin will."

„Ja, das hat Chriſtian Schloſſer geſagt: du verſtündeſt keine Muſik, du fürchteteſt dich vor dem Tod und habeſt keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Muſik erzählt Bettina, ſo oft ſie ſpiele oder ſinge, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteſte, freudendurchdrungenſte Mitgefühl. Dann ſpricht ſie fortfahrend zu Göthe: „Dieſe beiden kleinen Thierchen haben ſich der Muſik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem ſie ihre Exiſtenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der ſich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habeſt keine Religion? Du, deſſen Werke, deſſen Gedanken immer an die Muſe gerichtet ſind, du lebteſt nicht

im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?“

„Du biſt ein koketter zierlicher Schreiber, aber du biſt ein harter Mann; die ganze ſchöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, ſo freundlich du biſt, ſo kalt biſt du auch.“

Einmal ſchickte Bettina Liebes-Aepfel an Göthe. Darauf ſchrieb er ihr: er habe ſie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenſter in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angeſtellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte dieſen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch ſo gern Geſchenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er ſo gern Geſchenke nahm, ja oft erbettelte; Göthe war der ärmſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er beſaß, und er beſaß nur, was unter ſeinen Augen ſtand, was er mit den Händen faſſen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantaſie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnſucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Menſch, kein großer Fürſt, kein Gott hat je eine ſeelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als ſie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe ſind Gebete des Geſchöpfes an ſeinen Schöpfer, jedes Wort zu ſeiner Verherr-

lichung. Ein Gott ſelbſt hätte ſolche Lobpreiſungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und geſagt: ich will werden, was ich ſcheine. Wie aber nahm ſie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann ſchickte er ſie ihr gekocht zurück. Die Proſa ihrer Briefe putzte er in Poeſie, machte Sonette daraus, und beſang und verherrlichte ſich ſelbſt mit der erſtaunenswürdigſten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft ſein Diener und berauſcht ſich ſelbſt; aber Göthe hat einen ſtarken, felſenfeſten Kopf; er kann Fäſſer ſeines Lobes austrinken und es ſchwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geiſt für edle Liebe, er verſtand ihre Sprache nicht, noch ihr ſtummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und ſelbſt in dieſer galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom Stolze, ward er eitel, ſich auszuruhen. Man muſtere die liebenden Paare, die durch ſeine Dichtungen ſtreichen, loſes Geſindel, das in allen Reichsſtädten dem Konſiſtorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe iſt ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecheriſcher Wunſch. Sinn-

lichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirthschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Göthe fürchtete sich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie todt auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gutverstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Göthen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand Jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamst mit mehreren andern Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Gerade-halten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen.“

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Göthe ausgezeich-

net, er hat sich tief gebückt vor Allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala."

Göthe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Göthe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja, wahrlich, Göthe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem

Naturalien-Kabinet ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Göthen anvertraut und von ihm Verständniß, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Göthe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Göthe hatte eine fixe Idee, so traurig als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch, aber für Göthe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche

Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Uebersinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Göthe's ehemalige Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verrathen; aber mögen sie schweigen so tief sie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeist war und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemälde-Gallerie, nicht in seinem Naturalien-Kabinette wollte sie still halten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur

willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Göthe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun deinen letzten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Göthe in seinem viel gepriesenen Faust dargestellt; Göthe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade sein lassen; und

des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Aepfelwein seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Göthen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werthe schätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er sein eigener Hintergrund ist — das betrübt uns.

Göthe hat nur verstanden was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und

Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt ist auch die ihre; sie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Göthe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Göthe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Göthe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit.

Bettina beſiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe beſiegt; er floh vor ihr, und ſo eilig und angſtvoll, daß er nicht einmal ſeinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, ſie ſpendet uns auch das Licht der Nacht. So ſoll auch der Dichter ſein: ſüß dem Freudedurſtigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das Erſtere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an ſeinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbſtſucht, der Liebloſigkeit geſchmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet ſein könne, freiſinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbſtling; wie man alle Laſter haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geiſt rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anſtand ſündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine ſchöne Kunſtform veredele. Und weil er ſie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Göthe hat ſich mit wenigen Worten treffender und wahrer geſchildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er ſagt in ſeinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine

Unordnung ertragen.“ So war Göthe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Göthe's Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie Alles wechselt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.

Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Göthe's, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind,

hätte ſie ſtatt zu Göthe für ihn gebetet, gebetet mit ſeinen eigenen ſchönen Worten:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Briefe aus Frankfurt.

I.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820.

Unſere Meſſe iſt jetzt verſchieden; ſie ſoll ein ſeliges Ende genommen haben, und man lobt ſie ſehr wegen ihrer guten Eigenſchaften. Worin dieſe aber beſtanden, das zu erzählen muß ich andern Biographen überlaſſen. Uns Glückliche, die wir nur zum Eſſen geboren ſind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es iſt uns ſehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder ſtark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil ſtattgefunden. Eine ſeidene Weſte, Battiſt zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behält ſeinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder ſchlecht gehen, ſo wie auch der Schoppen Wein in den hieſigen Gaſthäuſern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologiſches iſt der Staats-

papierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Cours schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianische Gaukler gehört unstreitig darunter. Das war ein Leckerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Compagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Equilibrist hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den

Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Brettern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Aerzte schon das Zusehen als Vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von vierzig Mitgliedern, nicht, wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuets und Hopsangloisen vorzuspielen, wozu Jener sein Gigidi Gagidi halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Compagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirektion mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meierbeer. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Werth abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentirung sei er nicht ohne alles Talent; vielleicht

hat auch Herr Meierbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er sich als einen Petit-maître, der Italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam, und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern, mit der größten Eßlust; aber diesesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenster der Poeten fällt, ist so etwas Abgeschmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgezischte Stück war das lustige Beilager, ein komisches Singspiel von Wenzel Müller, dem berühmten Componisten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich sage, er hat die beiden Gutsherren in Musik gesetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz so schlecht war als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Hausdoktor, der sich so lange unsern Kennerblicken bescheiden zu entziehen wußte. Indessen das wahre Verdienst dringt endlich durch. — Dem. Fischer vom Braunschweiger Theater hat einige Gastrollen

gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir seit lange keine gehört haben. — Man hat den Verstand gehabt, den Herrn Mals, einen Mann, der Kunstliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel in's Leben einzuführen versteht, bei der Theaterverwaltung anzustellen. Wenn man auch den Verstand hätte, seinen Rath zu befolgen, dann ließe sich für die Wiederherstellung unserer kränkelnden Bühne noch Hoffnung schöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Besuche fremder Tonkünstler zu erfreuen gehabt. Canonya, ein Portugiese, ließ uns sein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenspieler Drouet aus Paris erwarb sich das einstimmige Urtheil der Kenner und Kunstfreunde, daß er Alle, die je hier auf diesem Instrumente gehört worden sind, weit hinter sich zurückläßt. Ein eigentliches Conzert konnten diese beiden Tonkünstler nicht geben, da ihnen sämmtliche Mitglieder des Theater-Orchesters ihre Begleitung versagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Diese Herren hatten von der Theaterdirektion die Weisung erhalten, während der Messe an keinem Conzerte fremder Tonkünstler Theil zu nehmen, damit Letztere sich abschrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung in's Theater zu gehen. Ich überlasse es der Em-

pfindung und der Sprachkenntniß der Leſer, für dieſe ſchimpfliche Schacherei mit der Kunſt ſich einen Ausdruck zu ſchaffen. Dahin wird es der hier ſo verderblich herrſchende Zunftgeiſt noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird ſein müſſen, um einheimiſche Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauſpielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (ſo lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu ſehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademiſche Kunſtgallerie, beſtehend aus mehr als 130 Statuen in natürlicher Lebensgröße“. Daß aber dieſe Statuen aus Wachs waren, davon meldete der Anſchlagzettel nichts. Die übrigen Künſtler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu ſprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er ſich nannte, gab jeden Abend „Spectacle des délassements à la mode.“ Die Athenienſer hätten ſeine Ankündigung beſſer verſtanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unſern deutſchen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetſcher machen. Herr Rovère, ein ſchöner, artiger, junger Mann, machte be-

ſonders bei der weiblichen Welt ſein Glück, auch beſchäftigte er ſich immer mit derſelben. Schlau war der Franzoſe. So oft er mit einem Kaſten einen Taſchenſpielerſtreich machen wollte, gab er ihn ſchönen Mädchen in die Hände, um unterſuchen zu laſſen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenſeite des Deckels war mit einem Kryſtall-Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute beſſer zu benutzen als zur Erforſchung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit geſetzt, indem ſie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier ſchon mehr auf ſeinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht ſelten in große Noth, wegen des Franzöſiſchſprechens. Ein junges, ſchönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz ſieben heiße? (Dieſe Karte hätte ſie ſich in den Sinn genommen, und ſie müſſe dieſes öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Beſcheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von

Franzoſe hielt ihn jetzt feſt und hielt ganze meidingeriſche Geſpräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleiſtet, was von ſeiner Kunſt gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile ſeiner Schauſpiele hatte er ſich ſehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magiſchen Vorſtellungen im Saale wurden die Zuſchauer in einen daran ſtoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé, parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man ſich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte ſich nicht ſowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung verſprochen, als von der Beleuchtung, da wo ſie aufhörte glänzend zu ſein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen ſollten ſpärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Beſuchenden ſichern. Wir ſoliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hauſe, und der Franzoſe war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee ſo wenig Lebensart gelernt hatten.

Der ſtille Fleiß unſerer hieſigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugniſſe an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der erſten

Gottesgelehrten Deutschlands, hat ein Sendschreiben an den Professor Marheinecke zu Berlin drucken lassen, worin er auf Verlangen Auskunft giebt, wie er als Rechtsgelehter dazu gekommen, sich mit dem Bibelstudium zu beschäftigen. Der Verfasser kehrt zu den Jahren seiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er sagt: „Körperliches Mißbehagen stumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernsthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eisernen Netze. Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, obwohl dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter; der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen deutschen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden zernichtet; ich wandelte zwischen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit. ... Das Nachtstück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich schon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernsterer und hellerer Besinnung.“ Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!“

Auf dieſe Weiſe wurde Herr von Meyer zum Bibelſtudium geleitet, und die Vorſehung war ihm hierbei ſo behülflich, daß ſie ihm alle philologiſchen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die beſten ältern und neueren Bibelüberſetzungen, lateiniſche Commentarien und Scholien ... wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Verſteigerungen und ſonſten zugeführt.“ — Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit beſonderer Beziehung auf Magnetismus.“ Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre.“ Die Ober-Poſtamts-Zeitung von 20. September hat zur würdigen Feier dieſes Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfaſſer die Jünglinge belehrt, wie ſie ſich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Profeſſor Hufnagel iſt erſchienen: „Das Leben Jeſu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben.“ Zwei Theile. Das Werk wird ſehr gelobt wegen Gehalt und Form.

Digitized by Google

II.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei-Styl der Begeisterung hat sich an diesem 18. Oktober nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unsern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude, worin die öffentlichen Büchersammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterlande den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieses wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, sondern bei Vielen auch erregen soll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben sei die deutsche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht

wieder aufgiebt, oder mehr zu tadeln sei die deutsche Langsamkeit, die so langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu gestalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beschlossen; bald vierzig Jahre sind seitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verstorbenen Buchhändlers Brönner, der 25,000 Gulden dazu bestimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, so wäre sie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttausend Gulden kosten, und es soll in vier Jahren vollendet sein. Dessen Leitung ist dem einsichtsvollen Baukünstler Heß übertragen, und da seine Geistesfreiheit hier keine Schranken fand und alle seine Entwürfe genehmigt worden sind, so läßt sich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgersinnes und der wohlthätigen Fürsorge der Regierung, sondern auch ein Denkmal der Kunst werde. Es giebt vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo nach Verhältniß ihrer Größe so viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren sieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuser entstehen. Aber so schön und prächtig auch die dem Reichthume der Besitzer angemessene Ausschmückung, so zweckmäßig auch die architektonische Einrichtung

im Innern dieſer Wohnungen ſein mag, ſo wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der ſchönen Kunſt. Ganz neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen verſehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kaſernen zu ſehen, wenn nicht die ſeidenen Vorhänge an den Fenſtern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich ſchön iſt (und ſchön iſt nur das, was nützlich iſt für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier iſt keine Kunſt, es iſt ein Handwerk, und Frankfurt iſt gewiß einer der engſten, ſpitzeſten Krähwinkel, die es in Deutſchland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der erſten Folge nützt, herrſcht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüthe des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend iſt gut und reichlich geſorgt, wer aber zu etwas Höherem Luſt trägt, als zu Arznei und Speiſe, zu Schulwiſſenſchaft und Schulkunſt, der kann ſein Sehnen nicht befriedigen. Die düſtern Thore und ängſtlichen Zugbrücken, die Waſſergräben und hohen Wälle und Mauern ſind endlich verſchwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Geſetz und Sitte, in Ordnung und Gewohn-

heit herrschen und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Faustkampfes, das Bedürfniß jetzt schon Jahrhunderte überdauern — diese verfinstern und verengen das Leben noch immer. Alles hier ist zünftig, sogar die Freude ist es. Die Arbeiten sind getheilt, die Genüsse sind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke so ängstlich gezogen sind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsstreit und Richterspruch bewirkt, so ist auch Lust von Lust geschieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber schreiten. Die Aufnahme in das Casino ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domkapitel war, und casinofähig sein oder nicht sein, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Candidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; Jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Besten aller Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft,

die an das Pflaſter des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hieſigen geſelligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüſſen, aber am Vollgenuſſe des Lebens. In den Mittelſtänden herrſcht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewiſſe Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höhern Stände ſind ſchlimm. Es gibt hier ſo viele verſtändige und gutmeinende, ja geiſtvolle und edle Menſchen. Nun wohl, ihr ſprecht mit ihnen; ihr luſtwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des ſittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden ſich; ihr verſteht euch und ſeid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter ſtehen und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Erſtaunt und fragend erhebt ihr den Blick und ſeht einen der vier Wartthürme, die das Weichbild dieſer Stadt begrenzen. Euer Mann iſt nicht fortzutreiben; ſein Wunſch, Wille und Kraft, ſein Geiſt und Herz, ſein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme iſt er vollkommen. Jene Beſchränktheit theilen die Frauen nicht. Geiſt und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit beſitzen viele, und oft geſellen ſie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil iſt, auch den Theil davon,

der ihren Männern gebührt. Um so ängstlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenschaften droht. Es ist die Schwärmerei, die Mystik, die sich als düsterer ungesunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geist verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts sind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiste und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in sich selbst zurückschlagen, und jener Rauch und Qualm entsteht, der alle Umrisse und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Diesen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, gesellige Leben, dessen Verhältnisse von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande sich bildeten, haben jene mystische Neigung ausgebrütet. Es ist für liebevolle Herzen so süß, Wunden zu heilen, daß sie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn sie alle vernarbt, die Krieg und Noth geschlagen, wird das leidsüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menschheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Sein

von Nicht-Sein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Ueberſinnlichen trennt. Das magnetiſche Treiben einiger hieſigen Aerzte und öffentliche Vorleſungen über den thieriſchen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerſtören. Man dürfte wünſchen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmiſchung in das freie Schalten des Geiſtes aufzufordern. Wie ſehr man ſich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle gefloſſene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hieſigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London beſtehende Geſellſchaft zur Bekehrung der Juden hat einen Miſſionär hierhergeſendet, und es hat ſich als Folge deſſen auch hier eine ſolche Geſellſchaft gebildet. Seitdem ſind in den hieſigen Blättern Aufforderungen zu leſen an Jedermann, Theil zu nehmen an dieſem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In dieſen Tagen hat „eine deutſche Jungfrau in Frankfurt am Main“ eine engliſche Flugſchrift überſetzt, benannt: Einer engliſchen Predigerin „Worte Debohra's,“ oder Zu-

ſchrift an Frauen für die Londongeſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den engliſchen nachzuthun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groſchengeſellſchaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde beſtimmt, um ganz beſonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham“. Wer wöchentlich einen Groſchen bezahlt, werde Mitglied der Geſellſchaft und ausſchußfähig. Das ſolle man hier nachahmen. Aber unſere guten und verſtändigen Frauen werden ſich nicht verwirren laſſen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht ſein könne, die man ſo wohlfeil erkauft; begreifend, daß ſie Beſſeres zu thun haben als zu beten, und wenn ja beten, daß ſie zu beten haben für ſich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Haſſe zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Beſonnenheit. Das Haus ſei ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es iſt kein Sprung, wenn ich von der Myſtik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unſere Bühnenverwaltung wandelt ſtolz und ruhig ihre

Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen.“ Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künstlern, sobald sie die Mittelmäßigkeit überschreiten, kein Gastspiel verstattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den besten deutschen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieser Oktober gab uns zwei dramatische Neuigkeiten, die als Erzeugnisse des Weinmonats etwas von der Natur des Rebensaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rausch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simson, die wehe Nüchternheit, die auf einen solchen Rausch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatischen Dichtkunst einen Aequator bildet, so ist Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunst verschlagen worden. Alle dramatische Handlungen des Ersteren sind fabelhafter Art; das Unnatürliche geschieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unaussprechliche zu sagen versucht. In einem ältern Drama, im „Bild“ hat jener Dichter seinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer solchen luftschiffenden Phantasie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simson betrifft, so muß Jeder, der sich nur etwas hinein

fühlen kann in jene einfache Kraftmenſchen einer vergangnen Zeit, wenigſtens lächeln, wenn er ſieht, wie ſie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieſer Simſon da war nicht der kühne Lümmel des alten Teſtaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der ſentimentaliſirte, reflectirte und manierirte wie unſer Einer. Was haben jene glücklichen Menſchen von unſerer erbärmlichen Nerven-Philoſophie gewußt? Auf der Bühne erſchien Simſon gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieſes Namens. Ueber ſein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, iſt er gedichtet. — Die Familie Kobler gab dieſen Monat über und giebt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer ſind ſie allerdings; aber an Pantomime, an dramatiſcher Tanzkunſt fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß ſie bei unſerer Bühne die nothwendigen Gehülfen vermiſſen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenſpieler Drouet gab ein zweites Conzert. Ich ſage der Kürze wegen: ſeine Flöte iſt eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart ſolche aufgeblaſene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moſcheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleich-

rauſchender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier ſelten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelt-Conzert, das er mit unſerm Aloys Schmitt ſpielte, war es ſo erfreulich als anziehend zu beachten, wie dieſe großen Künſtler von verſchiedenen Wegen her am Ziele der Meiſterſchaft zuſammentrafen.

III.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geschichte des preußischen Staates", die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Hermann'schen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich wird, daß sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der Styl. Es giebt einen National-Styl und einen Personal-Styl; jenen

haben die Franzoſen, dieſen die Engländer. In Frankreich iſt die Geiſtesbildung monarchiſch, darum unterſcheiden ſich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftſtellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen faſt gleich iſt. In England iſt die Geiſtesbildung republikaniſch. Aber in Deutſchland leben die Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, ob ſie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik ſprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geſelligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geiſtes einen Werth, aber keinen Preis — ſie haben keinen Styl. Wir ermangeln ſowohl einer Hauptſtadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugniſſe des Geiſtes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräſentation, wobei die Beſten aus der Menge dieſe vertretend, rathen und beſchließen. Die kritiſchen Blätter könnten ſolche Kammern bilden, aber die meiſten ſind nur Wohnhäuſer, worin die Familienväter Redakteurs nach Belieben ſchalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritiſche Blatt tadelt, was das andere lobt, ſo treffen doch dieſe feindlichen Anſichten nie auf einem Schlachtfelde zuſammen, ſie umgehen ſich, und kein Werk der Wiſſenſchaft erfährt einen entſcheidenden Sieg oder eine entſcheidende Niederlage.

Das Beſte findet ſeinen Tadler, und das Schlechteſte ſeinen Lobredner. So können es die Deutſchen zu keinem Style bringen, weil ſie einzeln ſtehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes auszuprägen mit dem Stempel ſeines Styls, aber die Deutſchen ſind zu furchtſam, ſie wagen es nicht, einen Styl zu haben, ſie halten dieſes für eine ſtrafbare Falſchmünzerei. Ihre Aengſtlichkeit verräth ſich gleich darin, daß ſie in der didaktiſchen Rede, Wir ſagen, ſtatt Ich. Die Wenigen, die ſich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen muſterhaften (claſſiſchen). Dieſes Wort in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des Werthes und als den des Preiſes der Gedanken, kann man ſagen, daß es Schriftſteller giebt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er ſich dazu verſtehen können, von der Gediegenheit ſeiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimiſchung unedler Metalle, ſo kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Geſagte gilt nur von der frühern Zeit, denn

in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geschichte des preußischen Staates. Ich sage, es macht den Anfang, die ersten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsche Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viele Stärke mit so viel Anmuth, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werthe, zu rhetorischen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, sondern auch wecke, was nur die schöne Redekunst vermag. —

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, so wenig sie auch übrigens dem griechischen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja dieser zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigenthum, ist der Direktion

verpachtet, und es heißt ſogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unſer Freiſtaat hat es noch nicht zu der Einſicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der thieriſchen, als die der geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen dieſe genöthigt hat, in eine geſellſchaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln ſtehende Menſch hat Verſtand genug, zu begreifen, was ſeine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbſterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der faſtende Geiſt hungert nicht, und er ſtirbt dahin, ohne ſich ſeines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn ſpeiſt und tränkt. Die Regierungen haben dieſe Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachſenen iſt, die ihnen nicht blos Unterricht, ſondern auch Erholung giebt von den langweiligen Lehrſtunden des wahren Lebens? Man erwiedere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl ſeiner Bürger zu beſtreiten, eine Schaubühne aber iſt entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Muſik iſt es auch. Die Luft iſt unentbehrlich, und wer genießt ſie? Nicht daß der Menſch athme, daß er froh athme, darauf kömmt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erſt die Freiheit an, wo die rohe Sinn-

lichkeit endet, beginnt erſt die menſchliche Luſt. Auch iſt die hieſige Bürgerſchaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beſchränken zu müſſen. Daß ſie es nicht thut, iſt um ſo unerklärlicher, da ſie ſich ſelbſt beſteuert, indem Frankfurt einen Freiſtaat bildet und die alleinherrſchende Anſicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Ciſternen angewieſen, denn das Waſſer quillt nicht von ſelbſt, es wird von Tage zu Tage geſammelt. Sind ſie nun ausgeſchöpft und wir verſchmachten, dann mag die Verwaltung ſich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz losſprechen, das vermag ſie nimmer, denn ſie ſelbſt hat ſich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Erſparniſſe haben das Einkommen vermindert und eine Fehlſumme herbeigeführt, und dieſe zu decken, werden ferner unzeitige Erſparniſſe gemacht, die den Verluſt nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnſucht zum Vorwurfe machen, ſie beſteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinſen fordern. Mangelnde Einſicht hat zu fehlerhaften Schritten

verleitet. Man ſucht die Schauſpielluſtigen zu reizen, man bemüht ſich aber nicht, ſie zu feſſeln, denn das Neue reizt, und nur das Gute feſſelt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke giebt, aber ſie ſind, wie ſie heut zu Tage ſind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäuſen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hieſigen Bühne vor Augen liegen, es iſt ſo reich, als man es nur wünſchen kann. Wird es wohl Einer glauben, daß neben den vielen Meiſterwerken von Paeſiello, Cimaroſa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr giebt, ſogar zwei Opern von Mozart ſich befinden, die das ganze jetzige Geſchlecht faſt vergeſſen hat? Daß Idomeneo ſeit dreizehn Jahren nur drei, Cosi fan tutte ſeit vier und zwanzig Jahren nur acht Male aufgeführt worden iſt? Daß Spohr's Fauſt und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeiſter war, für unſere Bühne componirt hat, ſeit ſeiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorſcheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, ſind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Eliſe

Bürger. Die Truhe nennt der Dichter eine „dramatiſche Kleinigkeit“. Vor ſo einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine ſtumme Verbeugung machen; aber ſie denkt bei ſich: ein Drama iſt keine Kleinigkeit, man ſoll daher keine dramatiſche Kleinigkeit ſchreiben. In dieſer Kleinigkeit iſt mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechſelt, damit die Zahl der Stücke ſich vermehre. Das Schauſpiel der Frau Bürger habe ich weder geſehen noch geleſen, ich kann aber doch mit Verſtand darüber urtheilen. Ein hieſiges Theaterblatt hat das Stück ſehr getadelt, die Verfaſſerin ſelbſt aber iſt öffentlich aufgetreten und hat es ſehr gelobt. Die Mitte zwiſchen ſehr ſchlecht und ſehr gut iſt mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich ſtehen. Man darf es der Verfaſſerin nicht zum Vorwurfe machen, daß ſie ſich ſelbſt Recht verſchafft, ſie iſt dazu genöthigt worden. Sie ſagt: „da die Direktion mir noch ein Schauſpiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, ſo war ich es derſelben ſchuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geſchwiegen hätte.“ Wir erwarten die Jamben und ſchweigen.

Doch darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich schon darum nicht, weil man kein deutsches Wort dafür hat. Es hilft mich Nichts, in Heyse's Verdeutschungs-Wörterbuche nachzuschlagen. Dort heißt es: „Declamiren, 1) kunstgemäß lesen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im redneriſchen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, sich in Schmuckrederei verlieren; 3) schreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler)." Frau Bürger ist weder gegen einen Fehler losgezogen, noch passen die übrigen Verdeutschungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf seiner Durchreise nach Frankreich und England mit einem Conzerte erfreut. Man braucht nur diesen Namen zu nennen, das Uebrige versteht sich von selbst.

IV.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinschaftlichen Uebung und Ausübung des Gesanges bildete sich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise jede Aufmunterung verdient, und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumental-Musik nur eine Uebersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eigenen Natur, wenn sie der Muse des Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von seiner Würde

verliere, beschränkt die Zuhörer bei seinen Darstellungen auf seinen eigenen an Uebung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten giebt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben, das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen — Mozart's, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und auch alles Uebrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, den die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß.

Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieſer Feier: die Anweſenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künſtler ſich der Verehrung ſeines Vaters und der Kunſt erfreuen durfte. Er ſelbſt gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Conzert, das ſo zahlreich beſucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leiſtungen des Herrn Mozart, ſeine Tondichtungen ſowohl als ſein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewohnt wie man iſt, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erſchöpft zu ſehen, war man überraſcht, noch im Sohne ſo viel Kraft zu finden. Der Herbſt der Tonkünſtler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hieſigen Orcheſters, ein ſo kunſtfertiger als gefälliger Clarinettſpieler; das andere ward von dem vereinigten Orcheſter zum Vortheil des Theater-Penſionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Muſikſtücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt geweſen, durch das Neue zu reizen, und man hätte dieſe Erlaubniß um ſo eher benutzen ſollen, da man die Würde der Kunſt dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche

herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen, aber ausgedienten Musikſachen, welche man ſpielte, brachten den ausgedienten Schauſpielern kleinen Gewinnſt.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch die Kunſt und die Zeit befördern, aber gleich nach den erſten Vorſtellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu ſehr Wort gehalten, oder weil ſie ſonſt auf andere Art zu natürlich geweſen, vergeſſend, daß die Bühne das Leben fernſchaulich malen, aber nicht handgreiflich darſtellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich nicht erfahren. Aber unſere Großmutter-Bühne ſelbſt hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, ſondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmſtück aufführen laſſen. Eine hieſige Schauſpielerin, an der man ſtrafbar fand, daß ſie die Gunſt der Menge im gleichen Grade erwiederte als beſaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu unterſuchen ſich berechtigt fühlte, ſollte, weil die Geſetze ſie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als ſie daher auf der Bühne hervortrat, wurde ſie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerſchmettert und berief ſich

kalt und ruhig auf ihr ſchuldloſes Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit ſie aufrecht erhalten, entſcheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akuſtiſche Zeichen des Tadels erſchöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Aber die gerichtete Schauſpielerin unterlag doch dem Andrange; ſie wird unſere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlaſſen. Die Liebe, auch nur zur Kunſt, verliert viel an ihr, und ſie wird ſchwer zu erſetzen ſein. Die Theater-Direction hätte die angeſchuldigte Schauſpielerin nicht ſollen auftreten laſſen, ſobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menſchlich geweſen, von einem wehrloſen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzſchlau wie ſie iſt, ſah ſie an der Gewitterſtange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll ... Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erſtens: Abraham, Melodrama mit Muſik von Seyfried. Der Wein der Muſik reichte nicht hin, die große Waſſertonne des Dramas zu veredeln. Es iſt doch eine ſtrafbare Entweihung der bibliſchen Geſchichten, wenn man den darin herr-

ſchenden guten Geiſt zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Geſpenſte umwandelt. Wenigſtens das Kunſtgericht darf hierzu nicht ſchweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaires Zayre, nach der Ueberſetzung von Peuzer. Es hat ſeinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausſtreckt, warum nicht das beſſere Vaterländiſche ergreifen? So lange unſere Dichtkunſt einen Sommer hat, warum ſich an den Treibhaus-Gewächſen der Ueberſetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt ſeine Kinder nicht. Unſeres Göthe Egmont und Götz ſind nie über unſere Bühne gegangen — nie! und ſind uns ſo fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forſter ſie in's Vaterland verpflanzt.

Das ſogenannte neue Jahr giebt mir Veranlaſſung, von den hieſigen Zeitſchriften zu ſprechen, dieſen Kalendern der Wiſſenſchaft. Unſer Baum des Erkenntniſſes iſt blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politiſchen Zeitungen wüßte ich wenig zu ſagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben bloſen Tranſito-Handel, und da ſie Nichts wagen, ſind ſie ſichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am erſten Januar trinken ſie etwas viel, und dann ſprechen ſie in Verſen ſo-

wohl gereimte als ungereimte Dinge. Dieſe Neujahrs-Gedichte ſind von großem humoriſtiſchen Werthe, ſie ſind ſatyriſche Paraphraſirungen des Proſt Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gaſſe ſchreien. Es iſt ſchon an ſich ſelbſt drollig, eine ehrenfeſte, politiſche Zeitung mit ſehnſuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäiſchen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es iſt, als ſähe man Soldaten in ſeidenen Strümpfen Schildwache ſtehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne ſie ſo, weil in Deutſchland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unſerer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeſchmückt, wie ſie auch ſchon früher unſere Gaſtfreundſchaft mit Verſen erwiederte. Doch haben wir auch eine ſchöne Literatur (ſo genannt, wie das weibliche Geſchlecht das ſchöne heißt, weil es manchmal ſchön iſt). Zuerſt die Iris, eine ſonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“, vorzüglich zu Theater-Kritiken beſtimmt, wobei ſie zwiſchen der Lobſucht der Schauſpieler und der Tadelſucht der Zuſchauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geſchicklichkeit durchſchifft. Dann eine andere ſonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal“ unter dem Namen: Wöchentliche Unterhal-

tungen für Stadt und Land. Trotz dieſes bäuerlichen Namens enthält dieſes Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutſchen Apollo-Hauſes fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo ſie ihr Neſt haben. Etwas Schönes haben dieſe wöchentlichen Unterhaltungen, was ſie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen Derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthſel zuerſt errathen haben. Auch theilen ſie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern anſehnliche Preiſe aus. Von zehn Meilen weit in der Runde ſchicken kluge Oedipe ihre Auflöſungen und Namen ein, um ſich gedruckt zu ſehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch dieſe Anſtalt der Scharfſinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutſche Journal ſelbſt in der Mitte ſeines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge iſt. Endlich iſt die Wage zu erwähnen, eine Zeitſchrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangsloſigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn ſie erſcheint ſo ſelten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen alſo ſehr der ſchönen Kunſt; doch dieſe, unſerer Bewerbungen müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben —

einen Blumenkorb nur. Mit diesen Namen hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar Nichts, versspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche und das in Folgendem bestehe u. s. w. Unser gesetzgebender Körper ist angeregt worden, sich über zwei der städtischen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides sind Gegenstände, die Alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorsperre die Rede. Wenn das Erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des gesetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorsperre verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um 5 Uhr, an den längsten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der

Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat wie jedes andere Conzert drei Abtheilungen und zwei Pausen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marsch genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schaafheerde wird in den städtischen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondscheindurstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er

könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat dieſe Abgabe eine heilige Beſtimmung, ſie iſt der Armuth gewidmet, und ſo beträchlich, daß ſie im vorigen Jahre fünfzehn Tauſend Gulden eingetragen hat. Aber ließe ſie ſich nicht durch eine andere Steuer erſetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht dieſe kleine Abgabe entrichten, dann bleibt ſie um ſo verwerflicher, wenn ſie den Armen allein beläſtigt. Doch auch dem Vermögenden iſt die Freiheit hierin nicht minder beſchränkt; erſtens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrſinne ſich nicht die Luft wollen beſteuern laſſen, und zweitens: weil man ungern einſam im Freien wandelt, und die Meiſten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen, daß der gemachte Vorſchlag zur Ausführung komme.

V.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder ist es erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieses Ortes Leben konterfeie, oder Mnemosynens Töchter sind boshafte Malerinnen, deren Pinsel froher verzerrt als schmeichelt. Auch die mäßigste Eigenliebe würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht so, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie diese geleitet oder geduldet wird), dann stünde es schlimm mit uns. Ein Ueberblick der erlittenen Darstellungen im verflossenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geist wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenspiel der Lust, sondern nur ein barsches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein gesundes Auge hätten für die erhabene Pracht der

aufgehenden oder untergehenden Sonne, sondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunstfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, sondern nur kindische Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber solche Folgerungen sind falsch, und wir schieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne suchte und fand unsern Beifall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: Trauerspiele 44 (meistentheils nur traurige Spiele). Schauspiele (Fisch- und Mehlspeisen) 50, Lustspiele 107 und Opern 123. Also oben spitz und unten breit — eine ägyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15, und von Kotzebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakespeare, Lessing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberschwemmung

welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verurſacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauſpiele höherer Art, wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Meſſina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet, (zwar nur Schröders vierſchrötiger,) Zayre, Graf Eſſex, Sappho und die Schuld. Am häufigſten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede 7mal, und Joſeph, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal. Von Schauſpielen: Die eiferſüchtige Ehefrau und Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und Reinbeck's Quartierzettel 6mal. Vergleicht man dieſe Ueberſicht mit dem neueſten Schauſpiel-Verzeichniſſe der uns nahen Darmſtädter Bühne (in Lambert's Taſchenbuch für Schauſpieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), ſo muß man den Kopf ſchütteln und ſich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauſpiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen ſie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Taſſo, Phädra, die Wallenſtein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und

Julius Cäsar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größern Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutschen Schaubühne, und werden hier nur im äußersten Nothfall gegeben.“ Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur 2 Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen Jahre 48 Stücke von einem Akte, theils Singspiele, theils Schauspiele gegeben worden. Diese kleinen abgetröpfelten Gaben beweisen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unserer Bühne komme, ist schwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln und die kommerzielle Contemplation unsern Blick von gemeinen irdischen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln sie noch mehr, sie haben 3 Messen, und wir nur 2, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Mackbeth, König Lear von Shakespeare, u. dergl. m. spielen. Das Mainwasser kann nicht Schuld am

Uebel ſein, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an ſeinem Ausfluſſe am breiteſten iſt, läßt Stücke jener Art aufführen, wie ſie ſich für Männer und für Geiſtesmündige ziemen. Auch ſind wir nicht etwa zu gute Proſaiker, um das Papiergeld würdiger poetiſcher Freuden zu achten; denn wir verſifiziren unſer tägliches Leben täglich mehr und mehr, ſo daß es faſt dithyrambiſch geworden iſt. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zu Miethe anboten, nicht beſſer zu empfehlen, als daß wir ſagten: ſie habe die beſte Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, ſie habe eine romantiſche Ausſicht. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ſich unſer Theater magnetiſiren laſſe, um im ſomnambülen Zuſtande den Sitz ſeines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachſen iſt.

Das war der Geiſt des verſtorbenen Jahres! Jetzt entſchwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn ſchreien. Dieſer Hahn iſt der geſpornte Prolog, der jedesmal am erſten Januar auf der Bühne erſcheint und das ſchönſte theatraliſche Wetter verſpricht. Er rief dieſesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,

Wenn hier bei deutſchem Witz, bei deutſchen Melodien
Aus deutſcher Bruſt des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel ſchweigt,
Dann erſt iſt unſrer Wünſche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn iſt hier nicht das gemeine irdiſche Licht zu verſtehen, das von zahlreichen Oellampen ausſtrömt; denn in dieſem Sinne iſt unſer Schauſpielhaus höchſtens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmliſche Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetiſchen Extaſe ſehen. Deutſche Melodien ſind uns immer willkommen, aber deutſcher Witz muß ſich ſelten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutſche Bruſt haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landſturmsuniform. Aber der Geſpornte war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunſt haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder wie man ſonſt den Hahnenruf akuſtiſch bezeichnen mag) am Schluſſe ſind zweideutig. Glaubt der Hahn ſeiner Wünſche Ziel erreicht, wenn aller Tadel ſchweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verſchweigen findet? Wir ſehen in dieſem Theaterjahre nur ſchlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenſchirmen verſorgen. Zu den bisherigen

Mängeln unſeres Schauſpiels haben ſich noch neue geſellt. Unſere erſte Kokette haben wir verloren, und unſern einzigen komiſchen Sänger werden wir verlieren, ſo daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komiſch ſingen. Der Oper ſteht jedoch eine andere Verbeſſerung bevor. Herr Kapellmeiſter Guhr, bisher in Kaſſel, wird ſie künftig leiten. Unſer jetziger Muſikdirector iſt zwar ein vortrefflicher Geiger und ſehr einſichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für ſich ſelbſt genug iſt, ſondern auch noch einen Ueberſchuß hat, um für die Trägheit Anderer einzuſtehen. Herr Guhr ſoll ein feuriger Mann ſein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar ſchon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geſchont, die ſchlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reiſe zur Hochzeit, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen von Lambert — zwar etwas germaniſirter Anſtand, aber doch luſtig und gut. Zweitens: der Tauſch, komiſches Singſpiel nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, Muſik von Herold. Die Muſik dieſes ſonſt gerühmten Tondichters hat keine

Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, diese und mit deren Einwilligung gegen einander austauschen — mit Anmuth behandelt, mag dieser Stoff zu einem Lustspiele nicht verwerflich sein. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbniß nicht so fein gedrechselt, und das Laster läßt sich nicht idyllisiren. — Am 15. Januar gaben Herr Pillwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Herr Reinhart, ein eben so vorzüglicher Klarinett-Spieler, beide Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Conzert, bei fast leerem Hause. Zwar hatten die Conzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künstler-Stolz, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer-Beer aufspielen lassen, um die Judenschaft zu locken. Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die christliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen besser als die jüdische der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne

Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts, und heißt: Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung). Lebensansichten sind zwar nicht darin, denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Gluth ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. Johann Karl Passavant (Frankfurt, bei Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, so ist es nöthig, sich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unter-

richten; denn dieſer wirkt ſchneller und allgemeiner als jene. Der Verfaſſer hat mit dem redlichſten Willen, und ſo beſonnen und klar, als man nur bleiben kann wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erſcheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zuſammengeſtellt, und ſeine eigenen Anſichten ſind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht ſelten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ ſich verlocken an dem herkuliſchen Scheidewege, wo Gemüth und Geiſt, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; ſein Verſtand kapitulirt auf eine würdige Weiſe und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab, Eines aber hat er ſo wenig bedacht, als die ihm Gleichgeſinnten — es heißt Gott läſtern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menſchen läſtern, ihm Gott erſt im Wahnſinn erſcheinen zu laſſen. Wahnſinn iſt Krankheit, er mag als Begeiſterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erſcheinen. Alles iſt Geiſt und alles iſt Körper, und wer dieſes nicht weiß, ſieht eine Welt ohne Geſtalt, oder eine Welt ohne Seele. So ſind die Magnetiſten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politiſche

Annalen", herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob ſie zwar in der Cotta'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart erſcheinen, ſo werden ſie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe beſitzt, alles zu ſagen, ohne ſich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen ſeiner beſten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wiſſenſchaft einen Freund verloren, der ihr zwar ſtille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar ſtarb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Profeſſor in Tübingen und darauf bis an ſeinen Tod Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen ſtürmiſchen Jahren des Krieges, der Angſt und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil ſeiner Mitbürger ruhig, feſt, beſonnen — in unſern Tagen des nüchternen Friedens und ſtehender Geſinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfriſchend gewirkt. Schon zu den reifſten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für Alles, was ſchön, wahr und gerecht iſt, ungeſchwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, ſo zu reden, und nicht die Tugend, ſo zu handeln wie er, huldigte doch den Grundſätzen

des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

Digitized by Google

Menzel der Franzoſenfreſſer.

Digitized by Google

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. Fénelon.

Qui ne se subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

Bernardin de Saint-Pierre.

Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben ich schriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu summen. Wie fest sie schlafen

und wie sie lächeln! So schlief Herkules nach seiner letzten großen That, so lächelt im Reiche der Träume, wer dort König ist.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth schläft, da ist es ein Todesschlaf. Den Geist kann man wecken, daß er denke, aber nicht das stille Herz, daß es schlage; wo es zu schlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde sagten mir: Es thäte ihnen Allen so leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in sein Zeug gefahren, und daß ich diesen Franzosenfresser ungestört hätte verdauen lassen. Ich erwiederte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist Kontumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glücks? Zu so edler Rache ist man nicht alle Tage gestimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menschen siegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unsere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die sie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antwort annehmen? Wie sollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend mit langsamen Schritten auf dem Eise der deutschen Angelegenheiten umhergehe, selbst mit Schlittschuhen darüber hinfährt, angstvoll zitternd, er möchte fallen

und einbrechen, und wenn er nach Hause gekommen, mit erstarrten rothen Fingern seine schwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Dienstpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden lassen, ich weiß es; aber warum sprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel, das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältnisse werden; wer aber ein Knecht der Verhältnisse wird, das ist kein edler Mann. Menzel ist ein Kothsasse der Allgemeinen Zeitung, ein Prokurator der deutschen Bundesregierung. Er hat sich ihr geschenkt, nicht verkauft — es sei. Aber ist Geldbestechung die einzige, die entehrt? Ist das ein braver Mann, der seine Gesinnung gegen ein Oesterreichisch Lächeln, eine Preußische Schmeichelei, ein Baierisches Achselklopfen und ein Jesuitisches Lob vertauscht? Der Tyrannei zu schmeicheln, um seiner Behaglichkeit, seiner schnöden Ruhe wegen, um das ungestört zu genießen, was man hat — ist das minder schlecht als ihr zu schmeicheln, um zu erlangen was man nicht hat und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen mischen? Weil die Großen so klein sind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unserem Vaterlande, die Staatsgewalt überall einschreitet, alles betastet, alles wägt, alles schätzt, alles ordnet, ist dann nicht alles Sache des Fürsten? Die Freiheit ist überall oder nirgends, sie braucht kein Asyl oder findet keines. Vergebens sucht Ihr in Deutschland ein Lebensverhältniß, eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuversicht genießet. Ihr müßt immer nicht bloß vor jeder neuen Täuschung, sondern auch vor jeder neuen Einsicht der Tyrannei zittern. Giebt es noch enge Kreise des Lebens, in welchen Ihr unumschränkte Herren geblieben, so ist es blos weil Eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreise mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß sich unter den spanischen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und sogleich wird Euch der Bundestag die Logarithmen untersagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutschen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt ist es in Preußen geschehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne zensirt wurden? Kann nicht wieder einmal

ein alter, geistesschwacher und frömmelnder Fürst kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu stehen befiehlt und Diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die sie gehen heißen? In Preußen wurde die Wissenschaft, so lange sie gefroren war, gepriesen und begünstigt: kaum fing sie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man sie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär sei, und man setzte den Styl unter Polizeiaufsicht. Wie lange wird es dauern bis man findet, daß jede Philosophie aufrührerisch ist und die Hegelsche am meisten, denn sie spricht das Recht des Bestehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förster und Gans, und alle andern Apostel unseres Herrn Jesu Hegels in Köpenik einsperren. Gutzkow und seine Freunde waren klüger als ich; sie haben weislich die Sache der Könige von ihren eignen gesondert; sie haben nicht von Politik gesprochen, sondern nur von Philosophie, Religion, Moral und andern unfürstlichen Dingen. Aber was haben sie dabei gewonnen? Was hat es sie genützt in den Lebensjahren, wo Schwärmerei so schön, der Irrthum so liebenswürdig ist, schon so altklug gewesen zu sein? Hat man nicht sehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den frischen Blick hinter ihrer Brille ent-

deckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige ist? Man hat ihn ins Gefängniß geworfen, seine Freunde im Lande umhergejagt, und Allen nicht bloß diesen und jenen Gedanken, sondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahndet, daß auch das Denken Sache der Könige sei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu setzen vermag, sucht meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und sehe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verläumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zusammen mit meinem alten Freunde

Heine bei Punſch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Iſt das ein grämlicher Menſch, der bei Very im Palais-Royal den lüderlichen Schir Haſchirim ſingt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was iſt denn ſo wunderlich an mir, das einer kunſtreichen Enträthſelung bedarf? Ich bin ſtandhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh aber feſt, während Andere, früher gleichgeſinnt mit mir, der Eſſig des deutſchen Liberalismus, in dem ſie eine Weile gelegen, ſo mürbe gebeizt hat, daß ſie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühſtücke ſich auf das Sopha hinſtrecken, einige auserleſene moraliſche Kapitel in Paul de Kocks Romanen leſen, dann einſchlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Geſellen ſchmauſen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechſelagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unſer Geld wegnehmen und uns den Hals abſchneiden wollen — das wäre auch meine Luſt, hörte ich nicht auf die Stimme des beſſern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöſe und für unſer elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie

ein Jagdhund, und möchte Florentiniſche Nächte ſchreiben.

Herr Menzel iſt ein grimmiger Franzoſenfeind; aber das vierzehn-karatige Deutſch mit zehn Karaten franzöſiſcher Legirung, welches der bekannte verſtorbene Schriftſteller ſchreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zuſatz von Gold nicht thut; ſelbſt das ſchlechte Franzoſenthum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratiſchen Cynismus ſtellt Herr Menzel die ariſtokratiſche Grazie des Fürſten Pückler gegenüber, den er den thümmelhafteſten Schriftſteller und geiſtreichſten Spötter unſerer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutſchen Volks ſeinen Witz zu ſchärfen, iſt freilich ſehr edelmänniſch; mir aber iſt mein Vaterland zu werth. um es als Schleifſtein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie, als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürſten Pückler ſeine Grazie gar nicht ſtreitig machen, ich erkenne ſie mit dem größten Vergnügen an; es iſt mir nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es iſt, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu ſprechen, der in jeder Zeile ſeiner Reiſebilder mehr

Grazie hat, als der Fürſt Pückler in ſeinen ſämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet ſich in meiner Perſon und meinen Schriften nicht eben ſo viel Grazie, als in denen des Fürſten Pückler, wenn man ſo billig iſt, wie dieſem ſo auch mir den Reiſeapparat als Grazie anzurechnen? Ich ſollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zuſammenſtellte, die Menzel von den Reiſebeſchreibungen des Verſtorbenen mittheilt, den er ſo liebreizend und küßlich findet. Semilaſſo's Reiſewagen iſt ſchwarz lackirt und mit himmelblauer Seide ausgeſchlagen; der meinige iſt grün lackirt und ausgeſchlagen wie ein öſterreichiſcher Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch ſind eben ſo graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als ſchwarzer Lack und blauer Taffet. Semilaſſo reiſt mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eichhörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reiſebeſchreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, ſondern Ecureuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilaſſo's Bock ſitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Conrad iſt nun zwar weder blond noch jung; indeſſen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu verſehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann, und mit dieſem die Grazie. Semi-

lasso erzählt in seiner Autophysiologie, daß er reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß seine wohlgeformte Gestalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Festigkeit verrathe; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralsystem? Das Ganglionsystem, diese Canaille des menschlichen Körpers, hat sich alle Herrschaft angemaßt, und mein allerhöchster Kopf muß sich von den Cortes des Unterleibes gänglen lassen. O, mit Recht heißen sie Ganglien! Semilasso erzählt, daß ihm jeder Menschenkenner augenblicklich ansehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieses Schicksal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechsel unterschrieben, sieht es mir an daß ich jenem vornehmsten Stande angehöre, dessen Adel älter ist als der aller christlichen Fürstenhäuser, sogar des Fürsten Pücklerischen Hauses. Semilasso's Züge sind fein und geistreich, die meinigen auch; wenigstens hat mich das einmal eine Schauspielerin in Lauchstädt versichert, als ich ihr eine goldene Kette geschenkt. In Semilasso's Natur herrscht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar so stark, daß mir selbst der hysterische Nagel nicht fremd ist. Das

ſollte ich freilich in Gegenwart Menzels nicht eingeſtehen, denn jetzt kann er ſagen: ſeht Ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hyſteriſchen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutſchland regiert wird!

Semilaſſo ſitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachſtehen, denn ich habe in dieſem Punkte ſehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgeſtreckt, denn es iſt ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, in dem einſt Göthe nach der Champagne gereiſt, und der ihm ſo werth war und von dem er ſo viel erzählte, daß er ganz die franzöſiſche Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich gleich dem Fürſten Pückler auf der Reiſe eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß ſie kein loyaler tuneſiſcher Fez, ſondern eine Jakobinermütze ſei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt beſonders an dem Verſtorbenen, daß ihm die Conforts ſo unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken, wo er ſie vermiſſe, und Winke zu geben, wie man ſie ſich verſchaffen könne. Zur Unterſtützung dieſes Lobes theilt er ein Kaffee-Rezept mit, das Semilaſſo bekannt zu

machen die Gewogenheit hatte. Nun ist es zwar sehr löblich, wenn deutsche Edelleute für die materiellen Interessen des deutschen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raisonnirenden Canaille unschädlich zu beschäftigen suchen. Indessen ist ein Kaffee-Rezept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftsteller kann, ob zwar nicht hoffähig, dennoch rezeptfähig sein. Sollte aber ein Kaffee-Rezept wirklich ein Werk der Grazie sein, so könnte ich mich auch hierin dem Fürsten Pückler nicht blos gleich, sondern triumphirend gegenüberstellen. Das Kaffee-Rezept, welches der Fürst Pückler mittheilt, ist alt und bekannt, und es ist zum Erstaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientalischen Reisebeschreibungen ist es zu lesen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Rezept mittheilen, das ich nicht abgeschrieben, sondern selbst erfunden habe, ein Chokolade-Rezept. Ich würde meinen schönen Leserinnen das Chokolade-Rezept gern mittheilen, damit es dieser gelehrten und plebejischen Schrift nicht an aristokratischer Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich besser, es für meine künftige Reisebeschreibung aufzusparen, deren Zierde es werden soll. Ich will nur erzählen, wie

ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunst sonst mein Fach nicht ist.

Vor drei Jahren geschah es zum erstenmal, daß es mir sehr leid that, mit der diplomatischen Welt in so schlechtem Vernehmen zu stehen. Es war an dem Tage, da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühstücke, welches der österreichische Gesandte gab, man eine Chokolade servirt habe, die so schaumig und zart gewesen, daß man eine Viertelstunde vor dem Mittagessen achtzehn Tassen davon habe trinken können, ohne sich im mindesten den Appetit zu verkleinern. Ich schmachtete sehr nach der Schaumchokolade; da es mir aber leichter schien, hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundschaft der nordischen Mächte zu erlangen, so nahm ich mir vor, über ersteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichste Schaumchokolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich strebte höher. Ich erfand ein Chokoladengas, welches die Grazie selbst ist, und wovon man hundert Tassen trinken kann, ohne im mindesten davon belästigt zu werden.

Herr Menzel hat sich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürsten Pückler allzuviel Geist zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leser des Literatur-Blattes möchten davon berauscht werden.

Doch da jetzt neun Monate verfloſſen ſind, ſeit Herr Menzel ſeinen Leſern zu trinken gegeben, darf ich wagen, ihnen von dem Geiſte des Herrn Fürſten von neuem einzuſchenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich faſt den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebſt den Paroles d'un Croyant vom Abbe Lamenais. Ueber dieſes Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie iſt wohl ein heterogeneres Ragout von Philoſophie und Myſticismus, von revolutionärem und monarchiſchem Unſinn, von St. Simonismus und Obſcurantismus — alles in eine Sauce prophetiſcher Inſolenz getunkt, und mit einigen Brocken unſeres Herrn Chriſtus aſſaiſonnirt zuſammengekocht worden. Daß ein ſo albernes Machwerk ſechs Editionen hat erleben können, iſt ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem ſolchen Strohhalm ſich vom Ertrinken zu retten hofft.“

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutſchen Apoſtel der Conforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Leſern das Rezept zur Inſolenz-Sauce mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unſerer Civiliſation viel mehr beigetragen, als einſt der heilige Bonifacius, der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Chriſtenthum.

— Als der Herr Fürſt in einem Schlachthauſe einen Ochſen ſchlachten und gleich darauf einen zweiten herbeiführen ſah zur nämlichen Beſtimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es iſt

freilich unendlich viel Geist und Grazie in diesen Worten, doch habe ich den schönen Gedanken schon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu lassen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geschrieben, von mir gesagt hat, ich stände auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht, so hätte sie, wenn ich ausgerufen: der Ochs ist todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Crocodille erklärt.

— Wozu man Fürst ist, wenn man die Furchtsamkeit eines deutschen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürst von Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er sich bei Tische fand, zu loben, ohne hinzuzusetzen, daß er dessen Meinungen nicht theile; es hätte Niemand daran gezweifelt — so wenig als dessen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürst hat ein seltenes Glück auf seinen Reisen. Alle liebenswürdige Personen, mit denen er zusammentrifft, sind entweder Fürsten oder Günstlinge derselben, oder Prinzessinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres sogar ohne mittelalterliche Vorurtheile; es heiße Einer Ferdinand oder Salomon, sobald er liebenswürdig ist, ist er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürsten sein gewohntes Glück, wenn er mit

Liberalen und Schuſtergeſellen zuſammentrifft. Die ſind immer arme Teufel und ſehr unliebenswürdig. Der Herr Fürſt weiß aber in ſolchen Fällen ſein böſes Geſchick mit edler Seelengröße zu ertragen, und es mit dem Geiſte und der Grazie zu ſchildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schuſtergeſellen; er redete ſie an und ſprach:

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schuſtergeſellen mit plebejiſcher Höflichkeit. Der eine Geſell war lang und der andere war kurz, und das Geſpräch, das ſie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig, und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute iſt's dafür deſto wärmer, lieben Freunde," ſagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über ſie her wie heißes Waſſer.

„Der kömmt von Oeſtreich!" meinte der Jüngſte.

„Ja 's iſt ein verdammt ariſtokratſcher Wind," fiel der Andre ein.

„Was Teufel wollt Ihr damit ſagen?"

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt."

„Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuſter bleib bei deinem Leiſten? Tolles Weſen heut zu

Tage mit ſolcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Taſche und könnt doch 's Raiſonniren und Politiſiren nicht laſſen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringſten von Euch ein wachſames Auge hat? Glaubt mir, der ſchlimmſte Wind für Euch iſt der liberale, denn er verdrehet Euch den ſchwachen Kopf."

Der Geſelle lachte höhniſch. „Es iſt noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt, wird ſehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttiſch, wie's jetzt iſt, kanns nicht lange mehr gehen."

Die leidige Halbaufklärung, das iſt eben ſo neu als rührend, und der liberale Wind iſt höchſt dichteriſch. Aber warum wundert ſich der Herr Fürſt, wie Einer, der keinen Kreuzer Geld in der Taſche hat, raiſonniren mag? Wer ſoll denn raiſonniren? Wer Geld hat braucht keinen Verſtand. Auch wollten wir ihm nicht rathen, in dieſem Tone mit den deutſchen Handwerkern in Paris zu ſprechen; denn bei dieſen iſt die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und ſie wären im Stande, wenn man ſie Narren nennte, es nicht beim Raiſonniren bewenden zu laſſen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürſt eine Reihe böhmiſcher Bemerkungen mit, die köſtlich ſind; wären ſie nicht ungeſchliffen, könnte man ſie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kömmt mir dem Aeußern nach weniger civiliſirt als unſer Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen); Armuth, Schmutz, Bettelei ſind hier häufiger. Dagegen findet man was man bei uns vermißt, eine gewiſſe treuherzige Höflichkeit aller Klaſſen, und eine keineswegs ſklaviſche, aber ſich an ihrem Platz ſtellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverſtändige Anomalie. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Peſt von ſelbſt auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, ſo lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vorzugsweiſe denen, die Euch am wenigſten ſchaden, die am wenigſten unſinnig ſind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein conſtitutioneller Miniſter wäre; als legitimer würde ich es gar nicht ſo weit kommen laſſen."

Wie geſchickt es der Herr Fürſt an den Tag zu bringen weiß, daß er eben ſo brauchbar zu einem conſtitutionellen als zu einem legitimen Miniſter ſei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compenſirt ſich in der Welt. In dem einen Lande herrſcht allgemeiner Wohlſtand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrſchen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet ſich dort jene ſchöne déférence. Es kömmt auf Eines heraus. Doch daß wir ächte Chriſten werden müßten, um den Adel loszuwerden, davon

ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. In der franzöſiſchen Nationalverſammlung war nicht ein einziger ächter Chriſt, und doch wußten ſie ſich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwaſſer. Der Herr Fürſt ſtellt den Preis der Gleichheit ſehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuſchrecken; aber es iſt hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit iſt Gemeingut, wie die friſche Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unſerm dumpfen Zimmer herauszutreten, um ſie unentgeltlich einzuathmen. Es giebt freilich Vorurtheile die noch unſinniger ſind als das, ſich dem Adel zu unterwerfen; nehmlich das Vorurtheil dieſe Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten, Ihr Edelleute! Dann werdet Ihr Eure Narrheiten ſelbſt verlachen.

Die guten Oeſterreicher, wie ich hier erfahre, ſind noch ganz ſo wie ſie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reiſe nach Wien gemacht. Mein Vater war gewohnt gute Trinkgelder zu geben und alle Poſtillone unter der Ens nannten ihn Ew. Gnaden, und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im Ochſen zu Wien nannte mich in der dritten Perſon nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Pa-

pierſcheine gegen Conventionsmünze einzuwechſeln) und die vornehmen und reichen Leute in den Geſellſchaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelſtand und nannten mich Herr von Baruch. Ich ſchmunzelte damals eben ſo ſehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürſt von Pückler-Muskau über den ſeinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo Einer der nicht von Adel iſt, ſo gar nichts iſt, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kömmt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen ſich ſelbſt, ihn für einen Edelmann zu halten ſich anſtellen muß.

— Es war dem Herrn Fürſten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in ſein Deutſch ſo viele franzöſiſche Redensarten menge und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um ſeinen hohen Stand zu beweiſen. Der Herr Fürſt ſucht ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald ſich Einer vor dem Volke zu rechtfertigen ſucht, ſind wir ſehr geneigt ihn unſchuldig zu finden und wenn wir ihn doch für ſchuldig erklären, müſſen wir unſere guten Gründe haben. Hören wir was der Herr Fürſt ſagt.

„Es ist mir so oft vorgeworfen worden, meinen Styl durch französische und andere fremde Phrasen zu verunstalten, daß ich ein Wort darauf erwiedern muß. Es thut mir nur leid, nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu besitzen, sonst würde ich in den gerügten Fehler absichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe schreibe oder auch für das Publikum, so ist meine Absicht keineswegs, deutsche Stylübungen zu drechseln, sondern auszudrücken was ich fühle und denke. Wenn dies nun sich im Geiste eines fremden Idioms in mir entwickelt, so verliert oft ein Gedanke alle Grazie, seinen Duft so zu sagen, wenn er übersetzt wird. In solchem Fall laß ich ihn in seiner ursprünglichen Form."

Das ist es eben; man soll nicht in die Noth kommen, Stylübungen drechseln zu müssen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künstlichen Schmuck, und die guten Gedanken springen, der Minerva gleich, schon gerüstet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürst, um das was er fühlt und denkt auszusprechen, sich eines fremden Idioms bedienen muß, so beweist das, daß seine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachsen sind, und nicht in seinem eigenen Geiste und seinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, ist sehr schön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutschen leben müßten, wären sie schon längst Hunger gestorben. Wir glauben aber, daß deutsches Silbergeschirr, besonders wenn es

ſchwer iſt, eben ſo viel Grazie hat, als franzöſiſche Vaiſſelle, und wir ſind überzeugt, daß wenn der Herr Fürſt ſtatt zu ſagen: „Die Elsler eclipſirt die Taglioni," geſagt hätte: „Die Elsler verdunkelt die Taglioni," weder die Taglioni noch die Elsler im mindeſten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben alſo dabei, es iſt nichts als Vornehmthuerei und die eitle Sucht, ſich unter den deutſchen Schriftſtellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende
der ariſtokratiſchen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürſt Pückler vor meinem demokratiſchen Cynismus voraus? Er iſt gereiſt und hat erzählt; wenn ich reiſen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senft eſſen, an dem Tiſche eines Königs die glänzende und funkelnde Vaiſſelle und die Profuſion der Speiſen bewundern — Vaiſſelle — Profuſion — die Journaliſten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das iſt weder ſo ſchwer noch ſo graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand iſt vollkommen im Stande, ſolche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutſchland iſt noch mehr zu

thun im Stande: er ist fähig das was folgt zu schreiben und drucken zu lassen ohne roth zu werden, und es zu lesen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmännisches an sich.

„Der Fürst von Pückler-Muskau" — sagt der Franzosenfresser Menzel — „vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln aristokratischen Dasein zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Conforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist doch unpassend ihm daraus ein Vorwurf zu machen, denn seine ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Concession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reklamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt."

Schlaglicht ist ein gutes Wort; das Licht, das die hohe deutsche Aristokratie aus Frankreich aufgefangen, ist eine Folge der Schläge, die sie zwanzig

Jahre hintereinander von den Franzoſen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel ſo muthwillig ſein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich geweſen, um die hohe deutſche Ariſtokratie in den Stand zu ſetzen, einen Schriftſteller hervorzubringen, der leſerlich ſchreiben kann. Es iſt die Sache der hohen deutſchen Ariſtokratie, ſich für dieſes Compliment zu bedanken. Es iſt wahrlich noch Niemand ſo tief in das Weſen und die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution eingedrungen, als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erſtaunen erfahren, in welchem Verhältniſſe es zum Fürſten Pückler ſtehe, daß die Tutti frutti des hohen deutſchen Adels von dem Baume der franzöſiſchen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine ſo lächerliche Maus geboren. Das deutſche Volk aber und der Zeitgeiſt müßten ſehr unverſchämt ſein, wenn ſie an die hohe deutſche Ariſtokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen dieſe freiwillig die große Conceſſion gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermeſſe abzuordnen, um dort zum Beſten des dritten Standes ein Kaffee-Rezept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienſte des Fürſten

Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblasen seines Lobes an der Sonne hat glänzen lassen, spricht er:

„Diesem heitern Fürsten steht ein finsterer Republikaner gegenüber, in dem der Geist der französischen Revolution fortlebt, dessen Cynismus von der Eleganz jenes Fürsten himmelweit verschieden, und gleichwohl desselben französischen Ursprungs ist."

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um seiner schönen Schwester willen, schonender behandelt. Wer kann vorhersehen wie es endet? Unsere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie sie ihr Testament macht, wer weiß ob die Ausstattung der schönen Eleganz nicht einst ganz allein von der Großmuth ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel diese Prüfung überstehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Nothanker Baruch aus. Herr Menzel ist noch vorsichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er sich in meinem Judenthume fest geankert. In der Verzweiflung, mich mit

Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Göthe als Patricier-Kind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verspotteten die Christenkinder. Täglich sah er an der Sachsenhäuser Brücke das schändliche Steinbild, das Juden vorstellt, auf das anstößigste gruppirt mit einer Sau. Der Fluch seines Volks lastete schwer auf ihm. Als er auf Reisen ging, setzte man ihm höhnisch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Mensch wie Ihr Andre? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geist ausgestattet mit jeder Kraft, und Ihr solltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will Euch kämpfen helfen für Eure Freiheit.“

Das wäre Alles sehr schön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber so ist es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menschlichen Hochmuths, von den Gesetzen, statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des

Verderbens hinauf, mich um einen ſeiner Ausflüſſe nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht ſeit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken geſucht? Hätte ich tauſend Dolche, und tauſend Gifte, und tauſend Flüche, und das Herz eines Teufels, ſie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind ſie jetzt nicht meine Glaubensgenoſſen und Leidensbrüder? Iſt nicht Deutſchland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutſche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterſtadt noch den kleinſten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oeſterreicher und Preußen ihre Chriſten? Und der Schimpf, den ſie dort einſt, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach' Mores Jud! müſſen ſie ihn jetzt nicht ſelbſt anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerſchaft und die geſtrengen Herren Bürgermeiſter, und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, ſo im Rathe wie auf dem Markte, ſo in der Weinſchenke wie zwiſchen ihren Hauswänden,

klingt es nicht höhniſch und grell: Macht Mores! Wahrlich und ſie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oeſterreich und Preußen, ſo ſchnell und ſo demüthig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürſtet, es wäre jetzt betrunken! Aber es iſt nüchtern an Luſt, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, ſo iſt es das Verbrechen der Empfindungsloſen, nicht das meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Iſt es etwa anders, ſo mögen der Schleſiſche Herr Menzel, der Würtembergiſche Herr Menzel und der Preußiſche Herr von Raumer, die für den Nothfall zuſammen einen Hiſtoriker vorſtellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfſinn vereinen, um uns unſere aufrühreriſche Thorheit zu beweiſen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeſchichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtſchaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abgefallen, oder durch ein größeres Wunder ſie ihm von ſeinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach ſuchen. Erſt vor einigen Tagen ſprach Hume in einem Meeting: „Ja wenn das Volk ſicher ſein will, die

Abhülfe ſeiner Beſchwerden zu erlangen, ſo muß es ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorgen. Während meiner langen politiſchen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder ſich von einer drückenden Laſt zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, ſein Betragen ſo eingerichtet, daß es den Schlaf ſeiner Beherrſcher zu ſtören wußte.“ Iſt dieſes in England, wie vielmehr in Deutſchland. Jene genannte deutſche Herren und ſo Viele die ihnen gleichen, wie ſie auch ſein mögen, wiſſen das ſo gut als wir; ſie wiſſen aber noch beſſer als wir, daß zwiſchen der Lüge und der Wahrheit ſich die Mauern der Zenſur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten ſtarrt, und daß ſie von den Widerſprüchen der Beſſergeſinnten oder Beſſerwiſſenden nichts zu fürchten haben. So geſchützt lügen ſie furchlos im Angeſichte des ganzen Landes, ſo geſchützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von ſchönen Adjectiven und Bildern, die man zu den koſtbarſten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutſchen Volks, als etwas gutes, gedeihliches, herrliches und beneidens-

werthes darzustellen. Er nennt das einen gesunden Schlaf, einen Pflanzenschlaf, ein stilles gedeihliches Wachsthum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche musikalische Pause. Für Pause — es sei; doch wäre es nur wenigstens eine Pause von bestimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es ist keine Pause von bestimmter Dauer, es ist eine Fermate, während welcher die Herrn Benefizconcertgeber ihre Cadenzen nach Willkür ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis sie Euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden bis die Herrn Solospieler der Alleinherrschaft müde geworden? Das abwarten? O Blödsinn! Unterdessen könnte das ganze Orchester nach Hause gehen, zu Nacht essen, sich schlafen legen, heirathen, Töchter ausstatten, Enkel schaukeln, dann sterben, dann wieder von vorn erben und sterben, und so immer fort und fort, die Pause endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und schlafen; aber schlafen wie eine Blume ohne zu schnarchen; die Augen träumend nach den Wolken schlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pausiren, bis man ihnen zuruft:

Jetzt wacht auf, jetzt ſind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o! Herkules, dieſes anzuhören und gelaſſen zu bleiben, und deine Keule nicht zu ſchwingen — dieſe dreizehnte Arbeit hätteſt du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit ſeinen eigenen Worten reden laſſen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren iſt: daß er ſich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, ſondern aus meinen Anſichten, die er unterſchlug, eine Summe zog, wie er ſie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel ſoll ſelbſt ſeine Rechnung machen. Seine Geſinnungen ſollen von Gänſefüßchen eskortirt werden und gegen jeden Andrang gedeckt, ungeſtört ihren Marſch fortſetzen.

„Die jetzige Stille iſt der deutſchen Art vollkommen angemeſſen, die Deutſchen befinden ſich wohl dabei. Nennt es Börne ein Schlaf, nun ſo iſt es ein geſunder Schlaf, und wohl Dem, der ruhig ſchläft. Ich möchte es einen Pflanzenſchlaf nennen, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unſerem phyſiſchen, wie vom geiſtigen Zuſtand. Im Ganzen hat der äußere Wohlſtand zugenommen, und eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit iſt abgeſchafft. Auch die Literatur beweiſt, daß wir geiſtig fortſchreiten, und das letzte Jahreszehnt, ſo unſcheinbar es ſich gegen das vorletzte ausnimmt, iſt innerlich viel reicher an Keimen der

Kraft und Entwickelung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen was wir wirklich haben; und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir, bei unserer gegenwärtigen anspruchlosen und tüchtigen Arbeitsamkeit, das „Sich unglücklich fühlen" der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deshalb einer noch verstockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all seinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; seine Imagination vertieft sich zu sehr in die Verwesung des Vergangenen und er sieht unter der morschen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenstümpfe zu wenig die jungen grünen Keimsprossen hervorblicken." —

„Vergleichen wir unsern gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reichs, so müssen wir auch einsehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu sein. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen, und auch politischen Vortheile, deren wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit selbst klüger geworden zu sein. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehen, sie kommt erst wenn man sie verschmerzt hat, es

gehört eine beträchtliche Pauſe, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man ſich noch ärgert nicht klüger geweſen zu ſein, ſo lange iſt man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehen Jahren klüger oder erſt klug geworden ſind, während wir vor zehen Jahren nur voreilig glaubten, es ſchon zu ſein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pauſe, ja wohl, wir pauſiren, aber dieſe Pauſe gilt etwas in der Muſik; der Komponiſt der Weltgeſchichte muß hier das Pauſenzeichen machen. Gewiß iſt die Stille, in welcher das deutſche Leben ſich jetzt in ſich ſelbſt verſenkt hat, ein Zeichen ſeiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde ſie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thieriſchen Winterſchlaf eines Bären, wie ſie uns Börne darſtellt. Es iſt nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu verſinken; anſpruchsloſe Thätigkeit in allen Zweigen des praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens darf ſich ihrer ungeſtörten und gedeihlichen Wirkſamkeit freuen!“

Dieſe der deutſchen Literaturgeſchichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatſchroſenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben ſo viel Angähnendes, Einſchläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, ſchon ſchlaftrunken, nach der erſten beſten Frohnvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig ſtammeln: „Wir pauſiren zwar beträchtlich, ſind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unſere Niederkunft und ſchlafen unſern guten deutſchen Pflanzenſchlaf; doch könnte es geſchehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit

den Blättern flüstern; darum sperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unsere eigene Exaltation sicher zu stellen. Thut das, lieber Herr!“

Wäre Herr Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Aeschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an der kalten Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweisen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gott sei bei uns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und

Meinungen, die er bekämpfen möchte, ſich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu laſſen. Aber es handelt ſich hier um nichts Perſönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unſer deutſches Phlegma einſt in Begeiſterung und Witz elektriſch verſetzt, iſt niedergeſchlagen.“ Niedergeſchlagen — ſehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraſchung zum erſttn Male, daß das Phlegma aus Begeiſterung und Witz zuſammengeſetzt ſei; wenn es indeſſen der Experimentalphyſik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatiſchen Stoff in ſolche Beſtandtheile zu zerſetzen, ſo bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen iſt, von Profeſſoren und Diplomaten verſtanden zu werden, ſondern alles daran liegt, daß uns das Volk verſtehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutſchen Fürſten, welche, wenn es darauf ankömmt, den Uebermuth jedes Mächtigeren als ſie geduldig zu ertragen, eben ſo phlegmatiſch ſind als ihre Völker, wurden von den Franzoſen ſo lange gerieben, daß ſie ohne es zu wollen, zu wahren Elektriſirmaſchinen wurden. Als ſie dieſe neue Kraft in ſich ſpürten, ſuchten ſie ihre

Völker damit anzustecken, und es gelang ihnen so gut, daß die hellen Funken stoben. Den Völkern sagten sie, Napoleon sei ihr einziger Tyrann, und sein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutschen Völker glaubten das, und in ihrem elektrischen Zustande besiegten sie den Kaiser der Franzosen. Darauf kamen sie mit großen Schnappsäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hause zu tragen; aber die Fürsten, die sie schon früher eingesackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raisonnirte, prügelten sie seine vorlaute Begeisterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemisch auszudrücken: sie schlugen sie nieder. Der geschlagene Enthusiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt sich dort unter dem Namen Witz versteckt. Aber welcher Art war dieser Witz? Kein solcher der gegen den Beleidiger, sondern einer, der gegen sich selbst stach. Das deutsche Volk spottete seiner eignen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreist, war eines der schmachvollen Zeichen der schmachvollsten Selbsterniedrigung. Herr Menzel denkt: das sei alles mit sehr natürlichen

Dingen zugegangen, denn keine Ueberſpannung könne lange dauern, die Abſpannung müſſe ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das iſt aber eben der Jammer. Haben denn die Deutſchen, Titanen gleich, den Himmel zu ſtürmen geſucht? Haben ſie mehr als das Irdiſche und Menſchliche gewollt? Ich ſage das iſt die Schmach, daß das deutſche Volk ſeine Kräfte überſpannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzoſen ſchon ein halbes, die Spanier ſchon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne ſich niederſchlagen zu laſſen und ohne Erſchöpfung zu verrathen. Das iſt der beweinenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel ſagt, die jetzige Stille der deutſchen Art vollkommen angemeſſen iſt, und daß ſich die Deutſchen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und Alle die ihm gleichen werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anſpruchsloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit," dieſe alte Geſchichte, die ihnen ein alter Enthuſiaſt erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geſchichte kann ſich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutſche Phlegma zu elektriſiren ſuchen, und dann iſt es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel ſelbſt thäte wohl daran, dieſe Warnung zu benutzen. Er iſt alt genug, um

ſich zu erinnern, auf welche Weiſe Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober-Hof-Franzoſenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug um noch einſt ein gleiches Schickſal erfahren zu können.

Herr Menzel ſagt: „am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen.“ O Himmel! Für die Deutſchen, für das gebildetſte, geiſtreichſte, tüchtigſte und tugendhafteſte Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, ſchwache, von tauſend Banden der europäiſchen Diplomatie umſtrickte Griechenland durch ſeinen Muth und edlen Trotz, ſelbſt gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was ſelbſt die Negercolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforſchern vollkommener menſchlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was ſelbſt dieſe beſitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geſchwornen, und alle die andern Inſtitutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieſes für unſer Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchſten Maßſtab

des Ideals anlegen! Herr Menzel iſt kein Freund von Idealen, er verehrt nur Subſtanzen und ſpricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir, iſt nur Lebensmittel. Es iſt darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meiſten deutſchen Gelehrten, die, ſobald ſie einmal ihr Ich geſetzt, meinen, jetzt ſei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutſchland abgeſchafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zuſtand des Landes mit dem vor Auflöſung des Reichs vergleiche, müſſe man geſtehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieſer kleine Schritt, haben ihn die Fürſten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutſche Volk durch ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutſche Reich aufgelöſt, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Theil der zahlloſen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerſtört hat. Es war Frankreich, welches das deutſche feudale Staatsgebäude ſo erſchüttert, daß

alle Stützen der Angſt und der Vorſicht es nicht vor dem Einſturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutſch-lutheriſche politiſche Moral ſo lächerlich gemacht, daß ſie ſich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzoſen nicht wären und ihre Thaten; wenn ſie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn ſie nicht die Leibwache der Völker Europa's bildeten, wie die Koſacken die Leibwache der europäiſchen Fürſten bilden: dann würden in Deutſchland, wie überall, ſchnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum iſt ein Verräther an ſeinem Vaterlande, welches auch ſein Vaterland möge ſein; darum iſt ein Feind Gottes, der Menſchheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es läſtert aus ſchnöder Dienſtgefälligkeit.

Herr Menzel ſagt von mir:

„Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich ſehr verhöhnte wie die Laſter und dem langſamen Entwickelungsgange nie eine Conceſſion machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht ſelten die redlichſten Männer und ſchadete jener allmähligen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Fauſt im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengeſetzte Wirkung.“

Was meine Faust betrifft, so dächt ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist Keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrthümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch so gutmüthig.

Ich hätte dem langsamen Entwickelungsgange nie Concessionen machen wollen! Aber was hat sich denn in Deutschland mit selbstthätiger, selbstbestimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgesponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, sobald die Werkmeister mit ihren Händen und Füßen stille hielten? Haben die Deutschen ihre Abgaben, die auch sie dem Geiste der Zeit entrichten mußten,

je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdroſſen, zögernd, feilſchend; mußten ſie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten ſie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schickſale ausgepfändet werden? Heißt das langſam vorwärts ſchreiten, wenn man immerfort zurückgehet? Welche Fortſchritte hat denn Deutſchland ſeit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel ſpricht von Kunſt und Literatur, von Handel und Gewerben; er ſagt die Deutſchen wären in Maſſe klüger geworden, denn ſie hätten ſchon ſo viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es iſt hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutſchen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunſt und Literatur die Rede. Es iſt davon die Rede, was Herr Menzel ſo gut begreift als wir, was er aber in ſeiner Schlauheit oder Furchtſamkeit gar nicht zu merken ſich anſtellt: von der Freiheit und der Herrſchaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beſchimpfung des deutſchen Volkes, davon iſt hier die Rede. Haben die Deutſchen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, ſeitdem ſie das Joch der Franzoſen abgeſchüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilſchen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem ſie erlöſt ſein wollten, und

mußte nicht jedesmal das Schickſal, um dem Markten ein Ende zu machen, mit eiſerner Scheere den Faden zerſchneiden? Sprangen nicht die deutſchen Fürſten, ſo oft die Katze Revolution nicht zu Hauſe war, wie Mäuſe auf dem Tiſche herum, alles zernagend, was ſie erreichen konnten? Thaten ſie je für ihre Völker mehr als ſie mußten und früher als ſie es mußten? Aber wehe den Fürſten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, ſtatt ihr zu gebieten! Die Zeit wird ſie verſchlingen. Die Zeit war es nicht, die Frankreich gemacht, Frankreich war es, das ſeine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht ſelten die redlichſten Männer beleidigt, und jener allmählichen Entwickelung der deutſchen Herrlichkeiten ſehr dadurch geſchadet — meint Herr Menzel. Wer hätte ſich je träumen laſſen, daß ich der Mann bin, der die deutſche Bundesverſammlung leitet! Wahrlich, unſere politiſchen Nimrods haben es ſeit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel ſein, der ſich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren ſtille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Preſſe der guten Sache ſchaden — o! wir kennen dieſen Ton. Und es trocken heraus-

zuſagen: ein Deutſcher kann die Preſſe gar nicht mißbrauchen. Da wo Zenſur herrſcht, hat Jeder, der ſich von ihr frei zu machen wußte, in ſeinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengeſetz und die Stimme ſeines Gewiſſens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgeſetz, keine geſellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr iſt, daß ich redliche Männer beleidigt, ſo thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die ſich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, ſo edel ſie auch ſein mögen, doch nur für ihr Wiſſen leben und ſtreiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wiſſen iſt eitel und der Glaube iſt ſtolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das härteſte gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer ſelbſt verbreitet? Habe ich nicht allen Geiſt und allen Witz, den Preußen und Sachſen gegen mich ausgeſchickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die ſtolze Zuverſicht, mit den erhabenſten Geiſtern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus mei-

nem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unsere Gegner denken nur anders als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln, reden sie nur anders als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen. Und darum werden wir siegen, und unsere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menschen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergesse mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menschen giebt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftsteller-Ruhm, für ihre Künstlerehre, für ihre philosophische Würde besorgt sind. Mir sind solche Sorgen fremd. Ich strebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers, ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte so gut ich kann. Gedanken, Worte sind meine Werkzeuge, die ich nur schätze, so lange ich sie brauche, und wegwerfe, sobald ich sie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn Einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollt' ich anerkannt sehen. Wenn es nicht so, wenn ich

wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftsteller immer mit der größten Nachsicht, ja mit Vorliebe und Gunst beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er selbst, wird mich darum undankbar schelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel stehet bei dem Feinde, ich kann ihn nicht schonen. Der Soldat im Gefechte darf seine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken, in den Reihen gegen die er zielt, steht ein edler Mann, sein Freund, stehen so Viele, die den Krieg gar nicht verschuldet. Die Kugeln dieser treffen auch. Das ist das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Besiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzel über mich, die ich zu beleuchten gesucht, sind aus dessen deutscher Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, diesem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Oesterreich und Preußen zu sichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Gesinnung und Denkungsart sich auf meine deutschen Schriften gründete, die in vieler Leser Hände sind, so war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen

Worten und Gedanken nach Willkür zu ſchalten. Er konnte zwar unterdrücken, verſtümmeln, deuteln, mußte ſich aber auf etwas ſtützen; das ich wirklich geſagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzel wenden, wozu er den Stoff aus einigen franzöſiſchen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutſchland nur von ſehr Wenigen geleſen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mich ſagen zu laſſen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Koſten eine Lection zu geben. Es iſt die Kritik meiner Perſon und Meinungen, die im Literatur-Blatte unter dem Titel „Herr Börne und der deutſche Patriotismus," ſteht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den beſten Biſſen jenes Artikels die deutſche Diplomatie zu bewirthen; doch dieſer mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Geſinnung achten, auch wenn ſie nicht die unſrige wäre. Es iſt aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, ſeit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutſche Vaterland und ihrem unauslöſchlichen Haſſe gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzoſenhaß des Herrn Menzel aber iſt noch jung, und man kann hoffen ihn zu beſſern.

Wenn Herr Menzel meine in französischer Sprache geschriebenen Artikel nur aus den Uebersetzungen und Bruchstücken der deutschen Blätter beurtheilt, so hat er leichtsinnig, albern oder gewissenlos gehandelt, sich darauf zu stützen; denn er konnte recht gut wissen, daß kein deutsches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutschland und Frankreich unverfälscht und unverstümmelt mitzutheilen. Wenn er sie aber in der französischen Ursprache gelesen, so war alles, worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel sagt: ich hätte den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den französischen Patriotismus gelten lassen. Ich zöge gegen die Deutschen im Interesse der Franzosen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzosenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geister der deutschen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutschen Nation losgesagt, ohne mich vorher umzusehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoralisation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutschland hätte ich gelobt. Ich suchte den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische aber wünschenswerth zu machen, und den Franzosen alle Mittel und Wege zu zeigen,

wie sie über die Deutschen Meister werden können. Und mehr dergleichen Dinge sagte Herr Menzel. Ich werde später Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen, vorher aber meine Aeußerungen, die ich in der Balance über Frankreichs und Deutschlands wechselseitiger Stellung gemacht, so weit es hierher gehört, übersetzen. So wird der Leser selbst vergleichen und urtheilen können.

Ich sagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkstätten der Menschheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorsehung die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Arbeiten aller andern Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und ihren Sold auszuzahlen; es sind die Franzosen und die Deutschen. Den ersteren wurde die Leitung der praktischen Arbeiten, der Künste und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften und Speculation anvertraut".

„Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung ist unbedacht und vorschnell; daher die Entzweiung zwischen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und deutschen Gemüthes mit dem Geiste und dem Gemüthe der Franzosen; daher sind beide Völker, ob sie zwar mit den Grenzen sich berühren, doch durch einen unermeßlichen moralischen Raum geschieden."

„Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird

Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenscongresse, wo sich alle Völker Europa's versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen."

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen, sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich in einander zu schmelzen; die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können." — — —

„Die Alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich unter einander gewürgt, vereinigt niederknien und sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!"

„Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!"

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im Uebrigen bin ich so viel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.“

„Das gesellige und geistige Leben der Deutschen leidet an Uebeln und wird von Bekümmernissen gestört, welche die Franzosen nie gefühlt noch begriffen, oder die sie nicht mehr fühlen und vergessen haben. Dieser Umstand könnte unsere Bemühungen zuweilen aufhalten und unsere Lage sehr peinlich machen. Die Nationen sind nicht weniger Egoisten als die Individuen; sie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen sich bald bei ihren Klagen. Sie sind aller Zeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geschicklichkeit zuzuschreiben; und das Mißgeschick der anderen Völker deren Schwäche, Unbeständigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder seiner zu spotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutschen über ihre geheime Kriminaljustiz, ihre dumme Zensur und über die unverschämten Beleidigungen, welchen ihre persönliche Freiheit jeden Augenblick blosgestellt ist, sehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, sollte mir unglücklicherweise nicht gelingen, die Sympathie der Franzosen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unsicher sind, so lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutschlands festgestellt sind, und daß die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Platze

der Baſtille, ſondern an den Ufern der Elbe einen feſten Grund finden wird.“

„Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man ſagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Koſaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht ſelbſt die blutige Beredſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen dem populären und monarchiſchen Deſpotismus retten; aber unglücklicher Weiſe wurde dieſe Lage der Dinge, von den Franzoſen jeder Meinung und jeder Partei ſeit faſt fünfzig Jahren verkannt. — — —“

„Frankreich und Deutſchland vereinigt, können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwiſchen Rußland und England könnte niemals ernſtlich den Frieden Europa's ſtören, ſo lange Frankreich und Deutſchland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutſchland Beiſtand leiſtete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutſchlands hängt alſo nicht bloß ihr eigenes Wohl, ſondern auch das Schickſal ganz Europa's ab.“

„Frankreich, welches ſich ſeit bald fünfzig Jahren beluſtigt, die Welt wie einen Kreiſel umherzupeitſchen, hat wohl das Recht jedes Volk, das ihm ſein Bündniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt Ihr? Welche Bürgſchaft leiſtet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutſchland hat ſeit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen.

Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenſchaften und Genüſſe die jungfräulichen Herzen und die keuſchen Geiſter Deutſchlands noch nicht erſchöpft; ſie bildet die Reſerve der Freiheit und wird ihren Sieg entſcheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur ſehr wenig: ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthieres iſt genug, die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches ſich über nichts mehr verwundert, dieſes Frankreich, welches in drei Tagen das mühſame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreiſe vollbracht, und aufgehört hat ſich über ſich ſelbſt zu erſtaunen — es wird ſich über das deutſche Volk erſtaunen, und dieſes Erſtaunen wird nicht blos Ueberraſchung ſein, ſondern Bewunderung."

„Frankreich ſollte endlich Deutſchland, dieſe Quelle ſeiner Zukunft, kennen lernen; es ſollte ſich endlich überzeugen, daß es ſich nicht ſelbſt genug und nicht alleiniger Herr ſeines Schickſals iſt. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei ſein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig ſei. Ein Volk, das Tag und Nacht ſeine Freiheit bewachen muß, iſt nicht frei, wie ein Menſch, der auf ſeine Geſundheit Acht haben muß, nicht geſund iſt. Frankreich hat in weniger als funfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es iſt groß und bewunderungswürdig, aber ſein Ruhm hat keine Früchte getragen."

„Frankreich hat Deutſchland immer falſch beurtheilt, und was ſchlimmer iſt, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat ſich nicht darum bekümmert. Deutſchland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum beſſer zu

begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und in der letzten Zeit eine Art höchſt lächerlicher Geringſchätzung, die ſein Urtheil blind gemacht. Die Deutſchen, weche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müſſen, und jetzt werfen ſie den Franzoſen vor, daß ſie ſo oft Rückſchritte machten! ———"

„Für jeden redlichen Mann iſt es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von ſeinem Vaterlande übel zu ſprechen; die Landsleute, die Fremden ſelbſt ſehen darin nur eine ſtrafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit auf Tugenden zu ſein, ſobald man ſie auf einen Gegenſtand ſeiner Liebe wendet? Die Deutſchen haben, ſeit ſie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der ſie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzoſen ging wenigſtens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einſt den Deutſchen nicht fehlen; aber bis heute haben ſie noch nicht genug gethan, um ſich der Zuverſicht hinzugeben, daß man nicht ihr ſtolzes Selbſtgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich beſiegte, hat Deutſchland nur ein Joch von ausländiſchem Holze gegen ein Joch von inländiſchem Holze vertauſcht und den glänzenden Deſpotismus Napoleons gegen die Scheidemünze ſeiner armſeligen Zwergtyrannen gewechſelt. Und dann, iſt nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindiſches, ja ſelbſt Unſinniges? Ein einzelner Menſch kann entſchuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und ſpricht, ſich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur ſo viel er geſchätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, ſo iſt die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es

leicht zu beweiſen, daß oft, was die verſchiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, ſie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es iſt alſo in jedem Lobe eines Volkes Etwas ſeine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel Etwas die Beſchämung zu verſüßen. — — —"

„Indem wir Deutſchland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Abſicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenſchaften des einen oder des andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menſchen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit iſt das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es giebt Tugenden, die unvereinbar, es giebt gewiſſe gute Eigenſchaften, die nothwendig mit gewiſſen Fehlern verbunden ſind. Das aber iſt die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie ſie in außerordentlichen Fällen, wo ſie zum Handeln oder zum Widerſtehen gute oder ſchlimme Eigenſchaften, die ihnen ſelbſt fehlen, nöthig hätten, dieſelben bei fremden Völkern ſuchen und zum Beſten gebrauchen ſollen."

„Frankreich und Deuſchland müſſen, um mächtig und unabhängig zu ſein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienſte, welche ſie ſich wechſelſeitig zu leiſten haben, ſind leicht feſtzuſetzen. Im Allgemeinen herrſcht bei den Franzoſen der Verſtand (le caractère), bei den Deutſchen der Geiſt vor; es kömmt alſo letztern zu, zu unterſcheiden, was man zu thun, den andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —"

— Ein Artikel über Uhland und Beranger enthielt unter andern folgendes:

„Die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewunderungswürdigen Unpartheilichkeit. — — —"

„Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apostel sein, und dessen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menschen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und dessen poetische Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Lust und Schmerz gemischt ist, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, sich abwechselnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzose, bald Deutscher sein, Gott und Lisette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den schönen Tagen der ersten Liebe erstickt man fast, ein Deutscher zu sein; aber wenn die Witterung kalt ist, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutschen Ofen und ein deutsches Herz finden! — — —"

„Beranger ist liebenswürdig und Uhland ist achtungswürdig: sie sind von ihrem Lande; die Franzosen sind frei und glücklich, und die Deutschen verdienen es zu sein. Wenn eines Tages die Deutschen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürsten, dem kindischen Wesen ihrer Poeten und der Unwissenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male sich mit einem selbstmörderischen Hasse gegen Frankreich begeisterten, dann würden die Lieder Berangers ihren Zorn verständigen und entwaffnen. Wenn die Franzosen sich von ihrer National-

eitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegerischen Oberhaupts von neuem gegen Deutschland treiben ließen, dann mögen sie Uhlands Lieder lesen, um zu erfahren, daß ein Volk, das seinen Ruhm in der Gerechtigkeit setzt und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß seine Freundschaft vortheilhafter ist, als der Sieg selbst. — — —"

— In einem französischen Artikel über Menzels Franzosenfresserei sagte ich:

„Wie! Ihr seid ein Volk von drei und dreißig Millionen Menschen und Ihr beklagt Euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die seine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die seine Verbündeten waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückseligen Eunuche der Nationalehre, die nicht Euch gehört und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hat Napoleon verachtet, jene Fürsten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in seinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, sich der armseligen Reste von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachsicht, in ihren Präfekturen die Despoten spielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das sie gegen Oesterreich geschützt, und Oesterreich, dessen Vasallen sie waren. Diese Fürsten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu seinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat sich von ihnen betrügen lassen. — — —"

„Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt Euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Ollmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg, für die väterlichen Bedürfnisse Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhms aussetzt, fragt die Elsasser, ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden, ob sie sich glücklich schätzen würden, ihren König gegen einen der deutschen Bundesfürsten, ihre Deputirten-Kammer gegen die Frankfurter Bundesversammlung, die Freiheit der Presse gegen die schändliche Zensur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmuth und die Unverschämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauschen. Fragt sie das und sie werden Euch antworten: wir sind die glühendsten und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen. — — —"

„Geht doch, Ihr stümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es ist ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke besiegt worden zu sein, das ist allen Völkern und den tapfersten begegnet; aber es ist eine Schande in seinem Vaterlande Sklave zu sein. Der fremde Sieger macht uns wenigstens das Recht nicht streitig, ihn zu hassen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unsere Liebe und unsere Achtung; aber die inländischen Tyrannen zwingen uns die Hand zu küssen,

die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes ist, daß es wisse frei zu sein, ein Bedientenvolk hat keine Ansprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß Eure Nationalschande zu suchen? Sie liegt Euch unter den Händen, sie ist von gestern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, besteht Preßfreiheit, und in Deutschland, dem Vaterlande Luthers, herrscht die Zensur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehn hundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armselig mit der Asche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wisset daß dort die Schande ist und daß auch dort die Ehre könnte sein. — —"

— Ein Artikel über Heine enthielt Folgendes:

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. Deutschland ward das reinste Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort sind die Quellen der großen Ströme der Geschichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutschen das Genie, den Franzosen das Talent; den einen die schöpferische, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutschen Boden sind alle jene große Ideen hervorgegangen, die von geschickteren, unternehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind. Deutschland ist die Quelle aller europäischen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Gestalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöse Reform sind aus

ihrem Schoße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebeiſche Mutter verhöhnt haben. — — —“

„Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindert, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. ———“

Das iſt es was ich den Franzoſen von Deutſchland, was ich den Deutſchen von Frankreich geſagt. Und jetzt betrachte man die Lügenſtickerei, mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken ſuchte.

„Herr Börne giebt in Paris ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal: la Balance, heraus. Im erſten Heft deſſelben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei geweſen ſei. Er ſagt aber kein Wort gegen den franzöſiſchen Patriotismus. Dieſen läßt er gelten. Nur gegen den deutſchen zieht er, ſelbſt ein Deutſcher, zu Felde, und in welchem andern Intereſſe als in dem der Franzoſen?“

Wo findet ſich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den franzöſiſchen aber für Weisheit? Wo ſteht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu ſagen wo es ſteht, ich weiß es — es ſteht in ſeiner Inſtruktion. Er hat ſich

darum nicht mit mir zu verſtändigen, ſondern nur mit jenen unſchuldigen und gutmüthigen Leſern, deren es in Deutſchland ſo viele giebt, die zwar als Knaben ſchon den Livius und den Tacitus geleſen, aber nur lateiniſche Vokabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Ariſtokratie, und die ewigen Tücken des Deſpotismus daraus gelernt. Gegen jene unwiſſenden Leſer hat ſich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maſchinenweſen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringſte Kenntniß haben und von der Bauchrednerei der politiſchen Gaukler und Taſchenſpieler gar nichts ahnden. Dieſen, nicht mir, zeige er die Stelle, wo ſich das findet was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutſchen Patriotismus allein, ich habe auch den franzöſiſchen und jeden andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, ſondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir ſtreiten, ob der Patriotismus eine Tugend ſei oder nicht, ſo bin ich gern dazu bereit.

„Doch es ſcheint, wir müſſen bei Herrn Börne vorausſetzen, er betrachte den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, ſondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeſchwatzt worden ſei, um ſie an einander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken.“

„Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln, und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosenthum ausbreiten.“

„Ist denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? und es ist wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sei? Im Gegentheil. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Welt-Monarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiser-Despotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hierher und nicht weiter!

und dadurch erſt jene neue Baſis ſchuf, auf der ſo viel gebaut wird. Herr Börne ſelbſt müßte vielleicht jetzt als franzöſiſcher Polizeipräfect in ſeiner Vaterſtadt figüriren und Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutſcher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergoſſen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris ſitzt und ſchreibt und die Geiſter der Helden verhöhnt."

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel vorausſetzt, den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, wenigſtens giebt es größere Hinderniſſe, die meine Aufmerkſamkeit viel ſtärker in Anſpruch nehmen. Doch was heißt Unterſchied der Nationen? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen ſich zu widerſetzen eben ſo unmöglich iſt als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges. Er iſt ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht ſchon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Unterſuchung zurückſchreckte und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was iſt heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotis-

mus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn dieſe haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürſten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen ſie es blos zu ihrem alleinigen Vortheil und oft zum Verderben ihrer eignen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeſchwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben ſie ihnen eine ganz falſche Bedeutung aufgeſchwatzt, um ſie aneinander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken. Das iſt es freilich was ich meine.

Die Neigung, ſtete Bereitwilligkeit und der unerſchütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit ſeines Landes thätig zu ſein, und dabei kein Opfer, keine Anſtrengung zu ſcheuen, ſich von keiner Gefahr abſchrecken zu laſſen: das iſt es was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedrohet werden, von außen und von innen. Die Uebel die von außen kommen, ſind ſeltener, es ſind gewaltſame Verletzungen und ſie gleichen den Verwundungen des menſchlichen Körpers. Sie ſind ſchmerzlich, aber nicht bösartig, und können den ſtärkſten und geſundeſten Staat treffen. Die Uebel die von innen kommen, gleichen den Krankheiten;

sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Constitution, oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die innern Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster verdammt und unter dem Namen Landesverrätherei und Majestätsverbrechen, durch ihre Gesetze mit den härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußern Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrschaft sicherte, und sie in den Stand setzte, jeden fremden Fürsten oder jedes fremde Volk, die sie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzustellen.

Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend

ſo lange ſie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird ſie ein Laſter. Wenn Herr Menzel ſagt, für das Vaterland handelt man immer ſchön, ſo iſt das eine alberne Floskel, albern und läſterlich zugleich. Nein, man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn es das Vaterland iſt, für das man ſich bemüht, nicht aber ein einzelner Menſch, ein Stand oder ein Intereſſe, die durch Ränke und Gewalt ſich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe iſt für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater iſt. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du ſollſt deinen Nebenmenſchen lieben wie dich ſelbſt, du ſollſt ihn nicht haſſen, nicht kränken; wenn das Staatsgeſetz gebietet: du ſollſt deinen Mit-Bürger nicht beſtehlen, nicht berauben, ihn nicht in ſeiner Ehre, ſeinem Rechte, ſeinem Eigenthum kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, ſo darfſt du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten ſie damit lehren oder verbieten, daß man ſein Weib und Kind nicht lieben, daß man ſeine Familie verrathen ſollte? Aber was man nicht thun darf für ſeine Familie, darf man auch nicht thun für ſein Vaterland. Das

Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend ist schöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es ist aber nicht die Rede von dem was man kann, sondern von dem was man soll. Vom Ausrotten des Patriotismus ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürsten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umschleierte. Von aller Geschwindigkeit ist am wenigsten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europa's, bis besonders die Franzosen und die Deutschen zur Einsicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geschieht, werden noch manches Jahr die Kosakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutscher Dom wird von den Türken unter russischer Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menschen des Festlandes begraben.

Die Fürsten sind einig; aber weil sie wissen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würde, suchen sie diese zu verhindern. Kein Fürst ereifert sich darüber, wenn ein fremdes Volk

ſein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem ſchulbübiſch zenſirten Deutſchland alle mögliche Freiheit genießt die Franzoſen zu verläſtern, ſie bei den Deutſchen zu verläumden und dieſe gegen ſie aufzuwiegeln — er verſuche es einmal gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzoſe iſt, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht verſuchen wird; denn er weiß die feinſten Tendenzen ſeiner Zeit eben ſo gut als der Fürſt von Pückler zu berückſichtigen, der auch von dem Könige der Franzoſen alles mögliche, von deſſen Volke aber gar wenig Gutes zu ſagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter ſagt, fand ich ſo ermüdend dumm, daß ich mich erſt etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er iſt nicht eitel," rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen ſehe zu ſpießbürgerlichen Erörterungen hinabzuſteigen, regt ſich mein Stolz in mir und ich erröthe, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb ſo viel von Politik verſtehet als meine franzöſiſche Köchin, ob ſie zwar Eulalia heißt und dieſer Name voll Menſchenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindſamkeit, Mondlichtszitterſchein und andern Deutſchthümlichkeiten, die

allergrößte Unbekanntſchaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verathen ſcheint.

Herr Menzel ſagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; dieſe hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entſtehen, wie hätte je der Fürſt eines Landes ſein Volk ſo dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben ſeiner Raubſucht und ſeinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falſche Bedeutung des Patriotismus aufzuſchwatzen verſtanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland haſſen, heiße ſein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweiſen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt ſelbſt dieſe in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerſtören geſucht, ſo lange ſie glaubten, daß dieſes ihre Herrſchaft erleichtere und ſichere; ſobald ſie aber zu beſſerer Ein-

ſicht gekommen, ſobald ſie begreifen gelernt, daß man verſchiedene Völker am ſicherſten regiere, wenn man ſie in wechſelſeitiger Eiferſucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und ſo eines von dem andern bewachen laſſe, haben ſie mit dem größten Eifer alle Nationalverſchiedenheiten zu unterhalten geſucht. In dem öſterreichiſchen Staate giebt es, genau gezählt, neun verſchiedene Patriotismen. Die Fürſten Oeſterreichs haben die Nationalverſchiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrſchten Völker immer mit ſolcher ängſtlichen Sorgfalt unterhalten, daß ſie ſich ſogar geſcheut, die noch hier und da ſich findenden Grabſteine längſt verſtorbener, längſt verfaulter Freiheiten zu zerſtören, ſie, welchen doch immer ſelbſt vor jedem Zeichen der Freiheit ſchauderte! Thaten ſie ſo zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Deſpotismus? Iſt Oeſterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien ſchreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht ſchon den Menſchen als Patriotismus aufgebunden! Die Oeſterreicher ſind ſo treuherzige und gutmüthige Menſchen, daß man unter ihnen findet, was ſonſt nirgends in der ganzen Welt zu finden iſt; nämlich Polizei-Spione unter den ehrlichſten Leuten. Wenn ein ſolcher ehrlicher Spion ſeinen Nachbarn, ſeinen Freund, ſeinen Bruder

verräth, ſchwört er darauf, er ſei ein guter Patriot, und ſtirbt ſo ſelig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutſchen für den Patriotismus gar nicht gemacht ſind, daß ſie darum keinen haben, daß es ihre ſchöne Beſtimmung iſt keinen zu haben, und es daher gut ſei, daß ſie nicht frei ſind, und wie ſich dieſes einſt zum Glücke der europäiſchen Menſchheit wenden werde. Doch um das alle klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt ſtellen, und ich fürchte da gäbe er mir Recht, hielte mich feſt, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmliſch wohl es allen deutſchen Gelehrten auf ſehr hohen Standpunkten iſt; denn dort oben in den Wolken giebt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner ſchwachen Faſſungskraft zu ſcherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutſchen Patriotismus, ja auch nur ſein Daſein aufzufinden, ſo laſſe ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich

jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die um das deutsche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernst mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korsischen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Possen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutschen damit einschläfern und ihnen rathen sich auszuruhen von den drei großen Werken, die sie in neunzehn hundert Jahren vollbracht — so muß ich es wohl als Ernst annehmen und ein Wort darüber sprechen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen anachronistischen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher in seinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzulesen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stamm-

genoſſen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Luſt und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landesleute, wie in der Reihe ihrer Landesleute gegen die Römer. Die deutſchen Häuptlinge und Fürſten ſtritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vortheil, und je nachdem dieſe wechſelten, wechſelten ſie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften ſie die Römer, bald die Deutſchen. Zwiſchen den deutſchen Fürſten und Völkerſchaften war ſelbſt im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius ſelbſt wurde, nachdem er Varus beſiegt, von andern deutſchen Fürſten, worunter ſeine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeſchlagen. Herr Menzel ſieht, daß ſchon in uralter Zeit der deutſche Patriotismus einen ſo ſchlechten Lohn fand als in unſern Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg ſich mit dem Schickſale des Arminius tröſten müſſen, das doch noch trauriger geweſen als ſeines; denn nie hätte er, ob er zwar ſelbſt Huſar war, die jetzige Huſaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutſchen kämpften Jahrhunderte lang die Einen für, die Andern gegen die Macht der Rö-

miſchen Kaiſer, und nicht eher ſahen ſie in den Römern einen gemeinſchaftlichen Feind und verbanden ſich gegen ſie, bis nordiſche Völker kamen und ſie auf die Römer warfen, ganz ſo wie ſie achtzehn hundert Jahre ſpäter von den Ruſſen gegen die Franzoſen gedrängt worden.

Stand deutſcher Patriotismus auch nur in der entfernteſten geiſtigen oder Blutsverwandtſchaft, nur in der loſeſten geſchichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Urſache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutſchen Patriotismus, ſelbſt jenen ſchlechten, den Herr Menzel preiſt und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindſucht, an der die deutſche Freiheit ſtarb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälſcht, ſo daß er geſunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der ſich wie alle deutſche Gelehrte auf einen reinen Wein verſtand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Waſſer der Philoſophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Weſtphäliſche Friede iſt da mit ſeiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Refor-

mation. Einige Tauſend Denker erwarben ſich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor ſeine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tauſend Narrheiten, welche die deutſchen Theologen und Philoſophen erſonnen, wurde das Land reicher. Das Papſtthum, dieſer böſe neckiſche Geiſt, doch ohne Körper, der nur Abergläubiſche ſchreckte und von allen Verſtändigen verlacht wurde, das wurden ſie los; dafür aber bekamen ſie zwei handgreifliche ſchwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzoſen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten ſich die Deutſchen unter einander, und um ungeſtört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten ſie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Univerſitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverrätherei, für ihre Fürſtendienſte zu belohnen, und tauſend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Aſche und die Gebeine von zehn Millionen Deutſchen bedeckten das verwüſtete Land. Nie haben die deutſchen Fürſten ihren Völkern, nie haben dieſe ſich ſelbſt, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem franzöſiſchen Journale über die Urſachen und Folgen

der Reformation umständlicher ausgesprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen, und viel von seinem geistigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die priesterliche Macht doch nur eine moralische. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man sich um seine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu schwach oder zu voller Leidenschaft ist, ihrem Schmollen und ihrem Liebkosen zu widerstehen. Als aber nach der Reformation die Fürsten sich der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgesetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er schrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet sich nicht. Er verlangte gute Werke statt äußern Gottesdienstes, aber die guten Werke wurden seit dieser Lehre nicht häufiger.“

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des Katholizismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in

eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen ſich langweilten und einſchliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunſt, wurde eine Wiſſenſchaft, die der Faſſungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feſte mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeiſtes; das deutſche Volk, ehemals ſo fröhlich, ſo geiſtreich, ſo kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutſche Leben iſt ein Faſtenleben, das ſchon ſeit drei Jahrhunderte dauert, und das deutſche Volk iſt noch weit von ſeinen Oſtern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Menſch, und beſaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieſer unglückſeligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürſten als der Beſchützer ſeines Gleichen ſein. Die Fürſten ſchmeichelten ihm, weil ſie ihn fürchteten. Luther war ſo gerührt von ihrer Furcht und ſo betäubt von ihren Liebkoſungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürſten nur aus Ehrgeiz und Habſucht ſeine Lehre angenommen, und daß ſie ſich in ihrem Innern über ſeinen religiöſen und philoſophiſchen Enthuſiasmus luſtig machten. Luther hat ſeinem Vaterlande viel Böſes angethan. Vor ihm fand man bei den Deutſchen nur Dienſtbarkeit, Luther begabte ſie noch mit Dienſtbefliſſenheit. Die ſüdlichen Völker, die katholiſch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch ſie lieben und verehren ſie nicht; ſie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und ſeinen Statthalter."

„Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt, oder wenigstens mit gutem oder schlechtem Erfolge ihre Befreiung versucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürsten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtschuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden. Sie wagen sie nicht zu brechen, sie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche sociale Verbrechen würde sie nicht zurückschrecken, aber sie entsetzen sich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholischen Priester haben nie den leidenden Gehorsam gepredigt, gleich den reformirten Geistlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürsten, ob zwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt." — — —

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mi Adleraugen die Finsterniß seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verstand weder die Ränke, die Lei-

denſchaften und die Halsſtarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Geſellſchaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Intereſſen der untern Stände. Er verachtete im höchſten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer ſeine Meinungen in Geſinnungen und ſeine Geſinnungen in Handlungen zu verwandeln ſucht."

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wiſſens, als des Gewiſſens. Vergeſſend daß Gott ſelbſt, trotz ſeiner Allmacht, eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte, um ſeine Göttlichkeit zu offenbaren; vergeſſend daß alle Ideen an einander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben, verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Dintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete ſich durchs Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Deſpotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe Lutheriſche Artillerie iſt ſeitdem nicht vervollkommnet worden und die deutſchen Philoſophen, Moraliſten und Doktoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Dintenfäſſer mit Recht luſtig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltſtürmenden Korſen in Duett abſingen? Ach nein, es

iſt gar zu langweilig. Nur zu oft habt Ihr es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgeſungen. Doch will ich den weltſtürmenden Korſen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falſche und was der wahre Patriotismus iſt, und wie ſich der Patriotismus der Deutſchen von dem der andern Völker unterſcheidet. Woher kam es denn, daß das ſchwache Spanien dem weltſtürmenden Korſen gleich am erſten Tage ſeines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzoſen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutſche Volk ſich zwanzig Jahre lang von ihnen ſchlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, ſondern zugleich für ſich ſelbſt und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil ſie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, ſondern auch gegen die ihrer eigenen Fürſten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als ſie ihren König zurückgeführt, und dieſer ſie betrog wie üblich, da ließen ſie ſich weder täuſchen noch ſchrecken, da verloren ſie nicht den Muth, ergaben ſich keiner ſchnöden Ruhe, ſondern ſie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten ſie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben ſie geſiegt für

immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt Ihr Euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden sein; verlangt nicht zuviel, am höchsten Maaßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im Stillen, pausirt gehörig, und legt Euch in's Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Thor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände spotten, darum weil wir ein Volk bald beweinenswerth bald lächerlich finden, das sich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigstens mit Zucker lockt; das sich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutschen, die für ihr Vaterland geblutet, die Geister jener Helden, die für ihr Vaterland gestorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt sie, ihr bestochenen Sachwalter, die ihr durch eure Verfälschungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutsche Volk um das Erbe betrügt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt sie, nichtswürdiges Geschlecht! Nicht wir verhöhnen die

Geiſter jener Helden, wir die wir im Kerker ſchmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Geſinnungen kund gethan, durch die ſie einſt unſere Fürſten vom Joch Napoleons befreit, und ſie aus Knechten, die ſie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergoſſene Blut jener Helden. Wären ſie ſo weiſe als tapfer geweſen, ſo bedenklich als ſie vertrauensvoll waren, hätten ſie die Waffen nicht niedergelegt, bis ſie dem Volke die Freiheit geſichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr ſchnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutſchen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergoſſen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris ſitze und ſchreibe und die Geiſter der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit erobert? Nöthig gemacht, hätte Herr Menzel ſagen ſollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unſeres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unſerer Fürſten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu ſuchen. Und hätten die Franzoſen

ſolche bange Sklavenherzen wie die Deutſchen, und wäre ihr König ſo niedrig geſinnt wie die deutſchen Könige, dann gewährten ſie uns keine Freiſtätte in ihrem Lande, ſondern ſie würden uns mit Ketten belaſtet der Rache unſerer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich ſehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterſtadt als Polizeibeamter Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben; aber weil zu kaiſerlichen. Ob der Kaiſer Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir alle gleich. Und dennoch wollte ich lieber ſo ſchmähliche Programme ſchreiben, als meine Hände beſudeln, wie jetzt alle deutſchen Polizei-Präfecten es mit Luſt und Liebe thun: mit Entwürfen zu Inſtruktionen für reiſende Kundſchafter, mit Zuſammenſtellen der Berichte hauſirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geſtändniſſe, mit der doppelten Buchhalterei über alles, was in den Wirthshäuſern getrunken und geſprochen wird. O tauſendmal lieber! Nie war während der franzöſiſchen Herrſchaft die deutſche Polizei ſo tief in Koth verſunken als jetzt; nie wurde ihr ſo Unmenſchliches zugemuthet; nie wurde das härteſte Verlangen mit ſolcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie wäh-

rend der zehnjährigen Herrschaft der Franzosen wurde bei der Polizei mit solcher schadenfrohen Tücke, mit solcher Unmenschlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit solcher ledernen, thränendichten Schulfuchserei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem ersten Jahre der deutschen Herrschaft. Ich muß das wissen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und seitdem ist das ganze deutsche Volk von seiner Ober-Regierung in zwei Klassen abgetheilt worden; in die der Spione und die der Spionirten. Außer ihnen nicht Einer mehr. Sei Einer brav oder schlecht, Mensch oder Teufel, das kümmert sie nicht; man ist Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

„Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Object anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negirt er es schlecht weg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negiren, eben so wenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren.“

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutsche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir so ein thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch Keiner hat versucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Versuch gelungen. Wir wollen das

deutſche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es ſchläft. Wir ſind ſeine Fliegen, die ihm um die Ohren ſummen und im Geſichte herum kitzeln; ich wenigſtens glaubte nie mehr zu ſein. Zwar ſchläft das deutſche Volk einen ſehr feſten Schlaf — wie wäre ihm auch möglich geweſen ſeinen Gelehrten zu widerſtehen, die mit ihren Büchern ſelbſt einen öſterreichiſchen Vorpoſten einſchläfern könnten; zwar ſchläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel ſo lyriſch ſchön beſungen, es ſchläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooße der Mutter; aber wir ſind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unſer Stachel nicht auf, ſo weckt es einſt der Donner, und thut es der Donner nicht, ſo thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht ſich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutſche Volk ſich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er ſagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des ſeligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen ſein eigenes Genie, um ſich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er iſt den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Laſterrepublik des neuetablirten jüdiſchen Hauſes Heine und Compagnie? Herr Börne hat ſie noch vor wenigen Monaten im Réformateur entrüſtet angegriffen, und wenn

er ſie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, ſo thut er es nicht aus Sympathie für die Laſter, ſondern nur aus Malice gegen Deutſchland. In Frankreich tadelt er die Demoraliſation, in Deutſchland lobt er ſie, nicht weil ſie die Sitten, ſondern weil ſie den Staat untergräbt. Alles iſt ihm recht, was als ein zerſtörendes Element in Deutſchland um ſich frißt."

„Was iſt nun aber in allen ſeinen Negationen das Poſitive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugend-Republik noch die Laſter-Republik, und auch nicht die conſtitutionelle Monarchie will, die er mit ſo viel Unrecht auf jede mögliche Weiſe beſchimpft, gegen deren Freunde er die unſäglichſte Verachtung blicken läßt?"

„Er ſagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerſtört haben wird. Er denkt, die Franzoſen werden ſchon dafür ſorgen. Man muß nur dieſe Bahn brechen in Deutſchland, den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche wünſchenswerth machen und den Franzoſen alle Mittel und Wege zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können, erſt durch ein ſchmeichelhaftes Fraterniſiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet iſt, durch die Invaſion."

Es gab noch keinen diplomatiſchen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutſchland, der nicht einmal über die Tugend-Republik des ſeligen Herrn v. Robespierre geſcherzt hätte. Herr Menzel gehe mit ſeinem ſeligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und laſſe ſich präſentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller.

Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugend-Republik des seligen Herrn v. Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu streiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem so reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugend-Republik schwärmen. Die Republik als eine Herrschaft der Tugend geltend zu machen, um sie den Menschen zu verleiden, das ist der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Versprechen gewagt, das Laster zu zerstören; sie versprach nur dessen gesetzliche Organisation aufzulösen, ihm seine Erblichkeit, seine angebornen Vorrechte zu entreißen und die geschlossenen Körperschaften zu trennen, die dem Laster eine unbesiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfassung keiner Art vermag mehr als das; der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das ist ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikanischen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzustellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich selbst war bis

in mein fünf und vierzigstes Jahr der konstitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kömmt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchischen oder republikanischen Regierungsform gesprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es ist nichts als die gewohnte bange Vorsicht des Herrn Menzel. Er fürchtet so sehr die Ueberzeugungskraft meiner Ansicht über die Lage Deutschlands, daß er sich scheut, ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk seiner Leser auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: dort steht er, schlagt drauf. Und sie schlagen zu und haben die Luft und das Gebüsch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als siegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind sie nicht konstitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrscht, auch für Deutschland wünschen? Gibt es aber in Deutschland konstitutionelle Monarchien? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müssen, daß sie nicht sprechen dürfen, worüber sie wollen, daß sie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken lassen

dürfen? Gehört die Zensur zum Wesen der konsti-tutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, jungen Schriftstellern von Geist und Talent das Schreiben zu verbieten, blos weil sie einen guten Styl haben, und man fürchtet, das Volk möchte künftig lesen, was früher nur die Gelehrten verstanden? Gehören die heim-lichen Gerichte zum Wesen der konstitutionellen Mo-narchie? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß die von den Fürsten bezahlten Richter allein über Freiheit und Leben Derjenigen entscheiden, die der Beleidigung jener Fürsten angeklagt worden? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, daß man die Angeschuldigten vier, fünf Jahre im Kerker schmachten läßt, bis man sie verurtheilt oder frei spricht? Gehört es zum Wesen der konstitutio-nellen Monarchie, die Jugend als ein Verbrechen zu bestrafen, und als ein Vergehen, jung gewesen zu sein? Gehört es zum Wesen der konstitutionellen Monarchie, viele hundert Jünglinge während der Blüthezeit ihres Lebens im Kerker schmachten zu lassen, weil sie die Freiheit länger geliebt, als ihre Fürsten sie gebraucht? Gehört es zum Wesen einer konstitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeschuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht?

Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtſtrafe verurtheilt, Rechnung ablegt wie über ein Schlachthaus? So viel Ochſen ſind geſchlachtet worden, ſo viel Kühe, ſo viel Hämmel, ſo viel Schweine — das Schlachtvieh hat keinen Namen — ſo viel Theologen ſind verurtheilt worden, ſo viel Juriſten, ſo viel Pfarrer, ſo viel Mediziner, ſo viel Offiziere — ſie haben keine Namen, die Schlachtopfer des Deſpotismus! Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter beſtraft, weil ſie ihren Sohn, eine Schweſter, weil ſie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien ſuchte? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Theilnahme an dem Schickſale ihres Mannes“, der gefangen ſitzt? Daß man eine Mutter zwingen will, die Briefe der Polizei auszuliefern, die ſie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gerichte ladet, um ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit ein Zeugniß gegen ſeine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, wenn die verſchiedenen Fürſten eines Landes ſich zum Voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwiſchen könnte; daß ſie ſtreiten, wer von ihnen das

Recht haben ſolle, ſie zuerſt zu martern; daß ſie einen Vertrag ſchließen, derjenige von ihnen ſolle das Vorrecht haben, der ſich zuerſt gemeldet; daß ſie dann ſich eilen, ſich auf die Flüchtlinge zu abonniren, ſich einſchreiben zu laſſen, wie zur Vorſtellung einer Oper? Welch ein jämmerlich ungeſchickter Vertheidiger der in Deutſchland beſtehenden Ordnung der Dinge iſt Herr Menzel, wenn er behauptet, zwiſchen dieſer Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um ſo ſchlimmer, wenn nichts in der Mitte liegt; um ſo ſchlimmer, wenn keine andere Wahl iſt, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder ſich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoraliſation in Frankreich entrüſtet angegriffen und getadelt, die in Deutſchland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkows Wally geſprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreiſtigkeit zu ſolcher Lüge, da ſich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuverſicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm ſeine Polizei-Taktik den Sieg verſichert. Er weiß, daß die Balance nur von ſehr Wenigen geleſen worden, daß ſelbſt dieſe Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften, was ſie

darin angesprochen, und daß ihre schwachen Stimmen von dem Geschrei des Literaturblattes, der allgemeinen Zeitung und der hundert andern deutschen angstkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter betäubt und verschlungen wurden. Aber freilich, mein Tadel der Wally hatte einen ganz andern Grund, als der des Herrn Menzel. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrschaft sieht, der Gunstspendenden. Nicht daß ich die Wally gelobt, sondern daß ich das lächerlich despotische Verfahren getadelt, welches die deutschen Regierungen gegen Gutzkow sich erlaubt, das war es, was den Eifer des Herrn Menzel erregte. Aber ganz Deutschland denkt hierin wie ich. Ueber das was recht und sittlich sei, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquisition, in deren verpestetem Luftkreise weder Recht noch Sittlichkeit bestehen können. Und wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte sie eben so gern in einem Bordell erziehen lassen, als daß ich sie der Aufsicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einst ein Pharisäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutschland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an diesem Tage hatte er seine Seele

mit blutiger Unterschrift dem Bösen zugesagt, und von einem solchen Handel kauft man sich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Christus von Judas verrathen wurde, war er schon reif zu seiner Herrlichkeit und stand als Gott auf, nachdem er als Mensch gestorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erstickt, ist ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß sich die Kleider, streute Asche auf sein Haupt und flüsterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf allen Gassen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rousseau geboren werden, ein Messias, der das Volk von seiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erschracken die Herodes Deutschlands, und sie schickten ihre Häscher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerstören. Die Verfolgung des jungen Deutschlands war ein wahrer bethlehemitischer Kindermord. Die unschuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutschen Volke ein Voltaire kommen soll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der konstitutionellen Monarchie in Deutschland immer die unsäglichste Verachtung blicken lassen, sagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn sie haben es gut gemeint. Aber angestaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche

die Geschichte lehren, und doch selbst nichts von ihr gelernt; welche die letzten funfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuschung ärmer, nicht um eine Enttäuschung reicher geworden sind; welchen die Taschenspielerei der Macht so fremd wie unschuldigen Kindern war, so daß sie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muscatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Diese wenigen, zwar unverständigen, aber treuen Freunde der konstitutionellen Monarchie schmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutschland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo sind aber die übrigen tausend Freunde der konstitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben sie sich verkrochen? Als die konstitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verschaffte, der Regierung ihre Gunst abzutrotzen; als die konstitutionelle Monarchie noch Feste gab, da setzten sich viele Freunde an ihren Tisch und tranken und schwatzten, und schwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals

einſchlugen. Sobald aber die konſtitutionelle Monarchie ihr Anſehen verloren, da ſchlichen ſich ihre Freunde fort, und wenn ſie der armen zerlumpten Konſtitution auf der Straße begegneten, wendeten ſie das Geſicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns ſagen, die guten Freunde der konſtitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr, frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen, frei zu ſein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt ſie nicht; und wer ſie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taſchendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns ſagen, es wären hier und da in Deutſchland noch koſtbare Reſte von konſtitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade ſo viel als Oeſterreich und Preußen brauchen, die Fürſten jener Länder in Furcht von ihren Ständen, und dadurch von ſich ſelbſt in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der konſtitutionellen Freiheit ſind es, welche die feſteſten Stützen des Deſpotismus bilden.

Wenn man ſich einen Augenblick des Ernſtes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutſche Geſchichte der letzten vierzig Jahre als eine Faſtnachtspoſſe betrachten, von einem komiſchen Engel zur Beluſtigung des himmliſchen Hofes gedichtet. Zwanzig

Jahre lang bekriegten die Deutſchen die franzöſiſche Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden ſie von den Franzoſen geſchlagen, geplündert und gedrückt, und als ſich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und ſie die Hauptſtadt ihrer Feinde erobert — was thaten ſie, wie rächten ſie ſich? Sie brachten den Franzoſen eine Freiheit, wie ſie ſie nie gehabt, einen Wohlſtand, den ſie früher nie genoſſen, und die guten Deutſchen kehrten ſieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth, welche die deſpotiſchen Fürſten des Nordens bewog, dem beſiegten Frankreich eine freie Verfaſſung zu gewähren? War es Großmuth, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit und mit einem Haſſe, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzoſen die Freiheit ſchenkte? Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht, die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzoſen durch ihre Niederlage, was die Deutſchen ſich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Iſt das die ſchöne Beſtimmung der edeln Deutſchen, die Polizei von ganz Europa zu machen und

aller Orte die Büttel der Freiheit zu ſein? Noch heute iſt es deutſcher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrſchaft beſchützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und ſtört und ſie nicht zu ruhigem Genuſſe kommen läßt. Dieſer deutſche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutſcher Fürſtenknabe, der Sohn eines öſterreichiſchen Vaſallen, wurde nach Liſſabon geſchickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern ſpiele. Mit deutſch-proteſtantiſchem Gelde wird Don Karlos unterſtützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britiſchen Volkes ſteht der Herzog von Cumberland, der in Berlin ſeine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen ſeine Völker auf den Weg der Civiliſation führen wollte und bei ſeinen chriſtlichen Freunden Rath und Belehrung ſuchte, ſchickte man ihm von Wien Polizeiverſtändige, um in Conſtantinopel eine geheime Polizei zu organiſiren, als die Elementarſchule der chriſtlichen Civiliſation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging und eine türkiſche Zeitung anordnete, machte ihm das öſterreichiſche Cabinet über das Verderbliche einer ſolchen Neuerung

die dringendsten Vorstellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitscharen, und vertrügen sich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutschland hin. Das deutsche Volk ist der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden seiner Völker-Neffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht so laut zu sprechen, denn Deutschland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und seine Wehen wären gar zu süß.

Was in allen meinen Negationen das Positive sei; was ich gründen wolle, wenn ich alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortet sich darauf: dafür werden schon die Franzosen sorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht verstehet und nicht fühlet. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine

Natur verſagt; ſie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die ſein Klima, ſeine Erziehung, ſeine Geſchichte oder ſein unglückliches Geſtirn verſchuldet; die Freiheit iſt Nichts und dennoch Alles, denn ſie iſt die Geſundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen ſucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr dieſen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er iſt ein ſchwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er iſt ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er iſt ein Böſewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menſchen machen? Er iſt ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geiſt verſchaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann ſeine Geſundheit benutzen könne, benutzen wolle, das iſt ſeine Sache, das wird ſeine Beſtimmung entſcheiden. So auch ſpricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Geſundheit wieder; doch wie ſie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schickſale überlaſſen. Wie ein geſunder Bettler, der an ſeiner ſteinernen Brotrinde kauet, glücklicher iſt als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tiſche ſchwelgt: ſo iſt ein freies Volk,

und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Kongestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutschen.

Ein Volk, das nicht frei ist, das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterschooße ruhet, ist gar kein selbstständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unter-

thanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedaurungswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbstständige Wesen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu Einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: seht Ihr's, seht Ihr's, Freunde des Franzosenthums! Was sollen wir sehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der

Geſchwornengerichte, das iſt die Folge der Oeffentlichkeit, das iſt die Folge der Gleichheit, das kömmt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den erſten ſechs Monaten richtet und ſie nicht vier Jahre lang im Kerker ſchmachten läßt, das kömmt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzoſen keine Freiheit und keine Geſchwornengerichte hätten, wären dann die Felder beſſer bebauet? Sind perennirende proviſoriſche Gefängniſſe etwa Treibhäuſer, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Iſt die Zenſur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und ſo oft Sie von den Vorzügen des Geiſtes und des Herzens ſprechen, die das deutſche Volk über das franzöſiſche erheben, möchten Sie dieſe Vorzüge des deutſchen Volkes ſeinen Regierungen zuſchreiben. Aber würden dieſe Vorzüge der Deutſchen, die Keiner beſtreitet, ſich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutſchland eine freie, ſittliche und chriſtliche Staatsverfaſſung hätte? Würden ſie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn ſie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft Einer ſeinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und

ſchneiden ſpöttiſche Geſichter und ſagen: eine ſchöne Republik, eine ſchöne Freiheit, wo die Sklaverei herrſcht! Als wäre die amerikaniſche Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre ſie nicht ſchon vor der Republik geweſen! Aber, ſagen Jene, die Freiheit ſollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut ſie es nicht, ſo will ſie oder vermag es nicht. In ihrem Haſſe gegen die Freiheit ergreifen ſie das wunderlichſte Mittel, ſie zu verläumden: ſie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die ſie nie gehabt und nie verſprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beſchäme. Die Freiheit ſoll die Menſchen zu Engeln machen, alle Laſter, alle Schwächen ausrotten, einen ſchlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; ſie ſoll Hagel, Ueberſchwemmungen, Krankheiten beſeitigen, wohl gar den Menſchen unſterblich machen! Es iſt zum Erbarmen, was ſie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden. Und mit ſolchem erbärmlichen Lumpengeſindel muß man ſich herumſtreiten!

Alſo dieſe eure goldene Freiheit — ſpricht Herr Menzel — ſollen uns die Franzoſen bringen? Wer ſagte das je? Ich? Ein Anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren, der behauptet, ein Volk könne frei werden indem es ſich erobern laſſe, da doch, wie die Weltgeſchichte lehrt, ſelbſt jedes erobernde Volk

durch die Eroberung ſeine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen ſollen uns die Franzoſen unſere Freiheit, wir ſollen ſie bei ihnen holen. Wir ſollen von ihnen lernen, wie man ſich frei mache, wie es Einem endlich damit gelinge, wenn man immer das Nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert und hundert Mal beſiegt hundert Mal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir ſollen von den Franzoſen die Formen der Freiheit holen, ihre Inſtitutionen. Es ſind nicht etwa franzöſiſche Erfindungen, die ſich für unſer Vaterland nicht paſſen, es ſind deutſche Erfindungen, welche einſt von Deutſchen nach Frankreich und England gebracht worden. Das ſagt Herr Menzel ſelbſt in einem ſeiner dicken Bücher, die das Volk nicht lieſt und die darum von der Polizei weniger ſtreng bewacht werden. Dort ſagt Herr Menzel alles, was wir auch ſagen, und ich wollte aus ſeinen dicken Büchern eine magere Chreſtomathie zuſammenſetzen, ſo daß, wenn Herr Menzel flüchtig genug iſt, den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte, ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel, in des Buches Einſamkeit, ſagt ſelbſt, was er mir zum Vorwurfe gemacht, es geſagt zu haben: man müſſe zerſtören ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerthe Art gegen die vermaledeite baieriſche Strafgeſetzgebung. Er ſpricht von römiſchen Majeſtäts-

geſetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was verſteht es von römiſchen Majeſtätsgeſetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel ſchlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem ſeiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als ſolcher, ſeiner natürlichen und ſeiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes beſorgt iſt, wird er auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus geſperrt, muß aber zuvor vor dem Bilde des Königs niederknieen, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er ſich um das Glück ſeiner Mitbürger bekümmert; und ſo iſt es dem braven Bürgermeiſter Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutſche Volk verſtanden. Aber Herr Menzel iſt ein deutſcher Gelehrter!

Der deutſche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunſtverſtändigſte Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das ruſſiſche Kabinet ſeine ſchmeichelhafte Hochachtung für den deutſchen Gelehrtenſtand in offiziellen Aktenſtücken mehr als ein Mal ausgeſprochen. Der deutſche Gelehrte iſt freiſinnig, tugendhaft, gerecht, menſchen-

freundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menschenliebe fordern können, dem allem glaubt er genug gethan zu haben, sobald er es einmal gesagt, was gut, gerecht und billig sei; dann glaubt er zu dem seligsten Tode sich christlich vorbereitet zu haben und spricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht sei alle Tage und tausendmal zu sagen, bis man es hört; aber es nicht blos in einem stillen dunkeln Buche sondern unter freiem Himmel zu sagen; aber es in der Sprache des Volks zu sagen und es nicht blos an der Leiche der Theorie, sondern auch in seiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutschen Gelehrten nie in den Sinn. Er sagt: dixi. Hofft ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateinischen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutschen Gerichts, und wehe euch!

Und wie sie sich unter einander kennen, sich verstehen, einander loben; wie Jeder seiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, diesen Menschen mit der Seele eines Herings — diesen Narren der rechten Mitte, der, wenn Zwei sich stritten, ob Berlin unter dem Wendekreise des Steinbocks oder dem des Krebses läge, augenblicklich entscheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, sobald

er dem Restaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine giebt — der die Preßfreiheit einen schwerbeladenen Giftwagen, und zur Entschädigung die Zensur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und dessen rothe Dinte kaltes Fischblut nennt — der, wenn er in die eine Schale seines Witzes die „radikalen Rübchen" geworfen, in die andere die „konservativen Rohrstengel" legt, und mit solcher einfältigen Gemüsweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — diesen lobt Herr Menzel! Es war freilich die bescheidenste Art sich selbst zu loben.

Was uns Herr v. Raumer in seinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen sein Verdienst, er hat hinlänglich bewiesen, daß er englisch verstehet, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche empfehlen. Nur davon wollen wir sprechen, wie sich Herr von Raumer in England als Deutscher gezeigt; davon, daß alles Wasser der großen Themse seine schmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und seine preußische Staatsdienerseele aus der reinen und stolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als sie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer bei seinen Urtheilen über die brittischen

Staatsverhältnisse mit seiner beliebten Vermittelungsweise zu Werke, wodurch er sich bei Herrn v. Ancillon, dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieser einst als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln gesucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräischen Lehrsatz an; er betrachtet sie als die beiden Katheten eines rechtwinklichen Dreiecks, verbindet sie dann durch die Hypotenuse seiner eignen Meinung, und schwört darauf, das Quadrat seiner eignen Meinung sei für sich allein so groß, als die Quadrate der beiden entgegengesetzten Meinungen zusammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutschen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig spreche, es nur in der menschenfreundlichen Absicht geschieht, daß mich Jedermann verstehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er sich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde seiner Regierung auszuspähen. Nachdem aber Herr von Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staats-

dienerpflicht gelobt, ſondern von Herzen und aus Uebereinſtimmung mit ihren Grundſätzen. Er ſucht alſo dieſem Argwohn durch die feierlichſten Verſicherungen ſeiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die engliſche Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England ſei alt und aus hiſtoriſchem Boden hervorgewachſen; in Deutſchland aber ſei das Verhältniß ganz anders. Das iſt freilich ſehr wahr und natürlich, denn in Deutſchland konnte die Freiheit nie alt und zur Geſchichte werden, weil man ſie immer ſchon als Keim und im Entſtehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von engliſchen Reformen Gutes ſpricht, eilt er ſich, zu bemerken, daß Preußen dieſe Reformen ſchon längſt beſäße, und trinkt auf die Geſundheit des erſten Reformators Europa's, nämlich des Königs von Preußen. Und da einſt ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Deſpoten genannt hatte, ſtieg es dem Herrn von Raumer, wie ſpaniſcher Pfeffer in die Naſe. Wie ſchade, daß von dieſem ſpaniſchen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn von Raumer heruntergefallen iſt! Vielleicht wären die radikalen Rübchen und die konſervativen Rohrſtengel etwas ſchmackhafter dadurch geworden.

Herr von Raumer beſuchte O'Connel, den großen

Agitator, wie ihn alle Welt so sehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht schon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr von Raumer schreibt seinen Freunden, denen er dieses berichtet: Wie! werdet hr aufschreien, du warst bei O'Connel, du? Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war so billig, mich nicht aufzufressen. Bald aber fällt dem Herrn von Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menschenfresser in ihm gefunden. Was thut er? Er spottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und anderen preußischen Festungen eingesperrt sind, und sagt, die wären nur Knirpse und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachsen! Als würde, stiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr von Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutschen Jünglinge, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Kerker verschmachten müssen, weil sie das Wort Freiheit ausgesprochen oder niedergeschrieben! Er verhöhnt sie, daß sie keine O'Connels geworden! Wie soll ich eine solche Niederträchtigkeit bezeichnen?

Ich könnte ſie eine preußiſche nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am beſten den Geiſt des Herrn von Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das iſt edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzoſen, Polen, ſo ſtreng ſie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeiſterung ſich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, ſobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche, welche meiſt nur ihre eigne Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß dieſe unter andern Völkern umhergehen, und es ſich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredſamkeit hervor, ſondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anſtatt mit ſorgſamer Hand zu leiten, anſtatt mit Aufopferung (zunächſt der eignen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen ſie ſich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden Deſſen, der ihnen das Leben gab. — Doch, dieſe ſchlechteſte Klaſſe aller Ultraliberalen iſt ſehr ſelten dem deutſchen Boden entſproſſen; ſie gehören meiſt einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältniſſe der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. ſ. w. lediglich auf der Wage des kalten Verſtandes abwägt, mit anatomiſchen Meſſern zerlegt und mit chemiſchen Säuren auflöſt.“

Die deutschen Flüchtlinge sind brave und tüchtige Männer und so hoch gestellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verläumdungen niedriger Regierungsknechte sie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geistes, oder was noch edler ist, durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben selbst in ihrer größten Noth niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe des französischen Volks seit sechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der französischen Regierung, worin sie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterstützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenschaft gibt, haben etwa sieben tausend Polen, Spanier und Italiener Unterstützung genossen, und unter diesen sieben Tausend war nur ein Deutscher. Und diesen kennen wir, er ist einer der bravsten von allen, und nur der Wunsch, seine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menschenliebe der französischen Regierung nicht zurückzuweisen.

Es ist gewiß, daß es unter den deutschen Flüchtlingen auch besoldete Schurken gibt; aber diese sind nicht vom Auslande, nicht von der französischen Regierung, sondern von den deutschen Regierungen be-

ſoldet. Das ſind Jene, welche die deutſche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und die Schweiz ſchickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuſpähen und zugleich, durch vorſätzliches Lüften ihrer eignen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären ſie der Polizei verkauft. Dieſe deutſchen Spione ſind es, die am lauteſten ihr Vaterland verläſtern, und die man am häufigſten in den Büreaus der Pariſer Oppoſitionsblätter findet, wo ſie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die ſchmähendſten Artikel gegen die deutſchen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche ihr Vaterland anklagen! Um ſo ſchlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzoſen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, ſondern nur über ihre Gegner (wie ſich Herr von Raumer vorſichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zuſammen, das ganze Volk kämpfte für ſeine Freiheit, und es konnte nur beſiegt werden, weil ſeine Tyrannen ſich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie Viele waren es, die in Deutſchland durch Wort und That für die Freiheit des

Vaterlandes gekämpft? Wurden sie nicht verlassen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tausende, ob sie zwar die Unterdrückung mitfühlten, seitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutschen Patrioten besiegt, sondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn sie sich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeisterung zu mäßigen gesucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wissenschaftliche Liebe zu verwandeln gesucht, — daß diese für ihren mäßigen Freiheitssinn ganz so hart bestraft wurden, als sie selbst für ihren ungestümen; ganz so hart für ihre Geduld, als sie selbst für ihre Ungeduld; ganz so grausam gezüchtigt worden für ihre feuerlöschenden Reden und Schriften, als sie selbst, welche die Waffen ergriffen — so ist diese Schadenfreude den armen deutschen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel stehen unter einer Fahne, und daher ist ihr Losungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deut-

ſchen Schriftſteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutſchen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer ſeines patriotiſchen Vorpoſtendienſtes ſo weit, daß er das ganze junge Deutſchland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Maſſe beſchnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutſchen Flüchtlinge wäre dem deutſchen Boden nicht entſproſſen, ſondern gehöre einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälſch des Verfaſſers der radikalen Rübchen in's Deutſche überſetzt: die meiſten politiſchen Flüchtlinge wären Juden. Und es iſt doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit ſolchen unverſchämten Lügen hoffen ſie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer ſollte doch nicht ſo erboßt gegen jenen flachen Kosmopolitismus ſein, der die Juden in den deutſchen Boden hineingezwungen, da er ſelbſt von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuſer aller der Berliner jüdiſchen Bankiers' hineingezwungen wurde, bei denen er durch ſein ganzes Leben ſchmarotzt hat.

Wären die Hunderte von politischen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeschieden, könnten sie ein Wort der Klage laut werden lassen, dann würde man, in der Hoffnung, die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schicksale zu schwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, sie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in seinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derselbe: „So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden.“ Wenn Herr Menzel sich und den Herrn v. Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutschen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er sie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß sich unter den deutschen Flüchtlingen keine Juden befinden, so geschah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre besser. Aber entschuldigen muß ich sie. Der Jude kann einmal dumm sein, aber zweimal ist er es selten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutschen Vaterlandes gekämpft. Doch

als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät den König von Preußen ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit todt geschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Juli-Revolution in Deutschland stattgefunden, nur geringen Antheil genommen und durch diese ihre Vorsicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt christlich deutsche Gesinnung nicht so fremd ist als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende

nimmt; wenn die Freiheit siegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meister wieder zu unserm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns sagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des seligen Herrn v. Ropespierre von den Franzosen in das Land bringen lassen, zuerst durch schmeichelhaftes Fraterniſiren, dann durch grobes Invaſiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten sich sehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutschland im Steigen. Diese Ansicht der Dinge überrascht mich gar nicht von einem so wohlerzogenen deutschen Unterthanen als Herr Menzel ist. Deutsche Unterthanen sehen nie, weder auf die Wagschale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, sondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchischen Staaten eine sehr ungetreue Dolmetscherin. Die Zunge kann sich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengesetzten Seite sein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europa's mächtig sich regt.“

„In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geiſtigen Intereſſen in Deutſchland bereitet ſich eine weltgeſchichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinſt nur mit Lächeln auf die Leute herabſehen wird, die ſich mit rückwärts gedrehten Hälſen von der Illuſion des Franzoſenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß dieſe Entwicklung vor ſich geht in der monarchiſchen Form und nicht in der republikaniſchen, in einer langſamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker ſie gar nicht begreifen. Aber die Franzoſen ſelbſt ſind nicht ſo fanatiſch, als die deutſchen Franzoſenfreunde. Sie ſehen beſſer, beurtheilen uns richtiger und hüten ſich nur, das gefährliche Wort auszuſprechen. Es iſt gewiß, daß die einſichtsvollen Köpfe und beſten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk blicken, von dem ſie wohl wiſſen, daß die nächſten Jahrhunderte ihm gehören werden.“

Die nächſten Jahrhunderte werden weder den Deutſchen noch den Franzoſen, noch ſonſt einem andern Volke oder einem Fürſten gehören; ſondern der Menſchheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodiſches Deſertiren nicht mehr ſein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reiſendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närriſche Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzoſen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben ſie ſeit ſechs Jahren verdaut, und

jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran sie heute kauen, das ist eine ganz neue Speise, wovon Herr Menzel gar nichts zu wissen scheint. Und dieses erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist — daß die Franzosen keine Deutsche sind; daß sie keine Kinder sind, die sich von den Knecht-Ruprechts und den Schornsteinfegern der Polizei hinter den Ofen jagen lassen, daß sie Männer sind, die was sie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß sie immerfort für das Nämliche kämpfen und sich durch keine abschlägige Antwort zurückschrecken, durch keine Niederlage entmuthigen lassen. Doch ein deutscher Gelehrter begreift dieses Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm ist die Freiheit, er mag sie lieben oder ihr abhold sein, nur ein System der politischen Wissenschaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man gestern gesagt und hat drucken lassen, heute schon wieder sagt und drucken läßt, ehe noch die erste Auflage vergriffen ist.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz

Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken. Wie! die Franzosen sähen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk? Die französischen Patrioten und die Besten? Vielleicht sieht der König der Franzosen mit Furcht auf die deutschen Fürsten, die einst unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht sich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürsten nur seine eigne Fürstlichkeit, und nur diese entgegenzusetzen hat, so könnte er in einem so ungleichen Kampfe unterliegen. Aber die Franzosen? Mit nichten. Das französische Volk hat das deutsche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutschen frei, dann sind sie die besten Freunde und treuesten Verbündeten der Franzosen; und bleiben sie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden sie in jedem Kriege wie holländische Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, so ist das eben eine Redensart, die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirthe damit seinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Zensur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit

entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Zenſur, eine ganz beſondere Bewandniß haben, daß es unter ganz beſonders glücklichen Sternen geboren ſein muß. Ein unparteiiſcher Fremder, der alles lieſt, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutſchen mit der ſchwärzeſten Dinte geſchrieben hat, und der dann uns ſelber kennen lernt und ein wackeres, in Wohlſtand blühendes, ſittenreines, in ſeiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in ſeiner conſtitutionellen Bildung langſam aber ſicher reifendes Volk, und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unſerer Geiſter in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einſt vor anderthalb Jahrtauſenden ein Römer von uns ſagte: „Es iſt ein Wunder, wie die Deutſchen alles ſchon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühſeligſte Staatskunſt gelangen können“.

Es iſt nicht davon die Rede, wie die Deutſchen vor fünfzehn hundert Jahren waren, ſondern wie ſie heute ſind. Große Ahnen ſprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, ſie klagen ſie ihrer Erniedrigung um ſo lauter an. Was uns die Natur gegeben, iſt Glück und kein Verdienſt; Verdienſt iſt nur der weiſe Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Geſtirn geboren und durch ſeine Verbrechen oder Thorheiten die treuen und feſten Sterne ſelbſt zum Lügen und zum Wanken brachte, ſo daß ſie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme ſich ſeiner Sterne nicht, er ſchweige, damit man ſie vergeſſe. Mit einem Volke, das trotz ſeiner Geiſteskraft und ſeiner Geiſtesfreiheit ſich von einer

aller Kraft ſpottenden, alle Freiheit zernichtenden Zenſur nicht zu befreien wußte; das ſich Denjenigen unterwirft, die ſchwach ſind an Geiſt, Denjenigen gehorcht, deren Geiſt in Feſſeln liegt; mit einem Volke, das trotz ſeines blühenden Wohlſtandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz ſeiner Tüchtigkeit und ſeiner Sittenreinheit nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geiſteskraft, ohne Geiſtesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlſtand zu erreichen wußten; das ſich der ſchmachvollſten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Geſpenſtern zittert, oder wie ein Kind vor der Ruthe — mit einem ſolchen Volke muß es eine ganz beſondere Bewandniß haben. Wahrlich Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeſchicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet ſeinem Widerſacher den Griff dar. Nichts iſt leichter, als alle ſeine Entgegnungen auf ihn ſelbſt zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was iſt das für eine Geiſteskraft, die ſich geltend zu machen fürchtet und ſich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taſchenmeſſer zuſammenlegt und die Schneide in den hornenen Stiel verſteckt! Und was iſt gar an der Geiſtesfreiheit zu rühmen? Wer iſt nicht geiſtesfrei? Man iſt es zu jeder Zeit und überall; man iſt es im Ker-

ker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüste, im Gedränge der Narren und noch am Tische eines argwöhnischen, blutdürstigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel ist es selbst, und seine Gedanken können seiner Worte spotten.

Mit der unermeßlich reichen deutschen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben schalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzosen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat sie die abgehalten, sich frei zu machen? Jeder Pariser Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der spräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzigtausend Manuscripten; wozu braucht Ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverschämter Buchknecht in England spräche: wir haben Bacon, Shakespeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Lastträger an der Brust packen, ihn schütteln und ihm erwiedern: Ihr seid Ihr, und wir sind wir, und wir sind mehr als Ihr.

Herr Menzel ſagt, die Deutſchen ſchritten langſam und ſicher in ihrer conſtitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, ſo wollte ich Keinem rathen, auf irgend eine deutſche Conſtitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutſchen Conſtitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langſamkeit betrifft, ſo kömmt es darauf an, wie es Herr Menzel verſteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrte, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langſam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutſchen aber machen in ihrer conſtitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langſam und ſicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengeſetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund iſt, und ſo will ich es gelten laſſen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutſchen Volkes ſpricht, kann ich nicht gelten laſſen, weder den Nominativ noch den Adjectiv. War es dem Herrn Menzel Ernſt damit, oder wollte er ſpotten? Kann ich das wiſſen? Kann ich die Schelmereien errathen, die ſeine Gedankenfreiheit im Stillen übt?

Iſt es denn eine Bewaffnung der Nation? Es iſt eine Bewaffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel, die großen Kriegsrüſtungen, welche

die deutſchen Fürſten ſeit ſechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet geweſen? Nein, an einen Krieg mit den Franzoſen wagt man bis jetzt noch nicht zu denken. Man wollte nur den geſunden Schlaf, die Pauſen und die Mutterwehen des wackern, in Wohlſtand blühenden, ſittenreinen und an Büchern unermeßlich reichen deutſchen Volks bewachen; dazu waren die Rüſtungen beſtimmt. Und die Furchtbarkeit dieſer Bewaffnung liegt nur in den Papp-Kaſten der Frankfurter Militärkommiſſion und wird ſonſt nirgends zu finden ſein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrſcht, und die Einigkeit der deutſchen Fürſten hat ſich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oeſterreich und Preußen feinden ſich heimlich an und mißtrauen ſich; beide mißtrauen den kleinen deutſchen Fürſten, dieſe mißtrauen einander ſelbſt und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Ruſſen an der Oder ſtehen und auf die Mäuſe acht geben, während die Katze nicht zu Hauſe iſt. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

„In Deutſchland wachſen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellſten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unſerm Volk iſt, und wenn nur der Boden gut iſt, an der Sonne wird es, obgleich

ſie wechſelt, niemals fehlen. Ich ſehe den ſchwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu Denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes ſchon für das Beſte, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind ſein für das wirklich Gute und Große in der deutſchen Natur.“

„Erſcheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefſte Verſunkenheit der Nation ſchließen laſſen würden, laſſen bei uns keineswegs darauf ſchließen. Die Oberfläche unſeres Daſeins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unſer großes Volk iſt gar ſehr auf die Dauer gemacht. Es ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen, den der Donnergott mit dem Hammer ſchlug, es ſei nur ein Blatt vom Baum auf ſeine Naſe gefallen.“

Wahrhaftig es gibt Einfältigkeiten, die Einen ganz aus der Faſſung bringen können. Ich ſtehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich ſagen ſoll. Ich, der ich nicht die ſchärfſten Gründe fürchte, ſobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen, die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So ſah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerſpritze erſchrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er iſt ein ſtiller Ozean von Limonade, womit man den franzöſiſchen National-

convent zu einem böhmiſchen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambiſch er iſt, wenn er die Geduld des deutſchen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geſchlagenen, ein Homer der Therſiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einſchläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrſcht, ſie würden ihn eiligſt nach England berufen, um, als ein Tyrtäus neuer Art, das engliſche Volk zur Feigheit zu begeiſtern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutſchen Hofräthen das Literaturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkiſſen liegen. Ich aber — oder wollte ſich Herr Menzel vielleicht über mich luſtig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es iſt ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz raſend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle.“ Iſt das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Iſt das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenſtiefel für ein fliehendes Volk von Haſen? Iſt das nicht ein Spruch, ganz würdig der ſieben Weiſen der Polizei, die in Frankfurt philoſophiren? Doch was helfen alle Gleichniſſe? Herr Menzel iſt unvergleichlich.

Das deutſche Volk „ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden.“ Alſo weil es ein zähes Leben hat, ſoll

es jede Wunde ungerochen annehmen. „Es achtet gleich dem ruhenden Löwen mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen.“ Der Löwe verachtet die Maus, die in seiner Mähne spielt, und die Fliege die ihn kitzelt; aber duldet er es so lange er lebt, daß ihn ein Esel mit Füßen tritt, daß ein Tiger seinen scharfen Zahn in sein Fleisch bohrt? Werden die Deutschen etwa nur von Mäusen und Fliegen beleidigt? „Er meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit seinem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baume auf seine Nase gefallen.“ Ich kenne den Riesen nicht, von dem hier Herr Menzel spricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm sein Feind einen Faustschlag ins Gesicht gibt, dazu lächelte und spräche: Ich habe es für einen Nasenstüber gehalten! Wenn es ein Nasenstüber gewesen, dann war der Schimpf um so größer, und um so blutiger hätte er gerochen werden müssen. Die Ehre sitzt nicht in der Haut, sie sitzt im Herzen. Aber der Riese schlief und der Donnergott wachte! Es sei. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Mensch wenigstens sechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchstens acht Stunden täglich

ſchlafen ſoll. Doch das Rieſenvolk der Deutſchen ſchläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und ſchon drei Jahrhundert lang! Das iſt ungeſund, Herr Menzel. Des deutſchen Rieſenvolks Donnergott iſt der Bundestag, der ihm mit dem Hammer ſeiner Ordonnanzen auf den Kopf geſchlagen, und das deutſche Volk gähnte und lächelte dazu, und ſagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt ſeinen Löwen- und Rieſenſtolz zu weit treiben, und das alles iſt zwar ſehr dithyrambiſch, aber auch ſehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es ſehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir ſeine Beleidigungen hinnehmen, ſeine härteſte Strafe iſt. Er iſt nicht eitel, aber welchem ſterblichen Geiſt würde nicht dennoch der Gedanke ſchmeicheln, ſich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus ſeinem ſichern Verſteck in Paris wirft er alles, was ſein Genie von Beſchimpfungen erfinden kann, in unſer Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernſtlich zürnen. Wir ſehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, können ihm wohl verziehen werden, denn er iſt krank, hat den Spleen im höchſten Grade, quält am Ende ſich mit ſeinen Grillen mehr als Andere, und es würde ſehr ungerecht ſein, wenn die große deutſche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid verſagen wollte.“

Glaubt es Herr Menzel ſelbſt oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Geſinnungen

dem deutſchen Volke allein gegenüberſtehe? Doch wie es auch ſei, er bitte ſeine Gönner, nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird ſich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und ſeine Gönner es ſind, die dem deutſchen Volke allein feindlich gegenüberſtehen. Er ſpricht von meinem ſichern Verſteck in Paris und gibt ſich eine überflüſſige Mühe, ſich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt ſchreiben? Ich wäre dort verſteckter, als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu ſprechen wünſcht, wird ihm eine Reiſe nach Paris weit weniger koſten, als es ihm koſten würde, meinen Gefangenwärter zu beſtechen. Dieſe Menſchen ſprechen von Verſteck! Ihr ſprecht aus eurem ſichern Verſteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutſchen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Zenſur, an der Ihr ſelber liegt, und das Gitter der Polizei, das euch einſchließt, euch gegen die verdiente Züchtigung ſchützt.

Herr Menzel ſagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er ſagt nicht worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu ſagen worin ich Unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunſt, verſichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und ſucht ihr zu erklären woher mir der Dunſt gekommen. Er erklärt meine traurige Phan-

tasmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere ſich darüber, hier Verdauung und Religion zuſammengeſtellt zu ſehen; es gibt Menſchen genug welchen ihre Verdauung die einzige Religion iſt, und deren Vorbereitung der heiligſte Gottesdienſt.

Herr Menzel nennt mich einen Ueberläufer und er wagt dieſes Wort auszuſprechen! Wenn er Zenſor wäre, ſollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchſtreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich ſehr geprieſen, da er ſchrieb, Deutſchland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch daß er geſchrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu ſein. Habe ich mich ſeitdem geändert? Nein, die Zeiten haben ſich geändert, die Winde, die Aengſte und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergiſche Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freiſinnigkeit, ſich neben freiſinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carneval vorüber war, zeigte Herr Menzel ſein wahres Geſicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, ſondern einen Ueberſchleicher. Doch er mag ſich noch ſo langſam und vorſichtig umgeſtalten, mich täuſcht

er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch ſchlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er ſchleicht, kenne ſein Ziel und auch die Stunde, in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung, die ich von Herrn Menzel habe, ganz ſagen; denn die ſtrengſte Pflicht verbietet mir, der Gefahr, eines leichtſinnigen Widerſpruchs beſchuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Inſtruktion des Herrn Menzel geſprochen; wenn ich ihn einen Kothfaſſen der allgemeinen Zeitung, einen Prokurator der deutſchen Bundesverſammlung genannt, ſo bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leſer, dieſes ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit ſagen, daß ſich Herr Menzel verkauft hat, ich ſage nicht damit, daß Herr Menzel ſeiner wahren Meinung entſagt und falſche heuchelt, um der Macht zu ſchmeicheln; ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit ſeines Herzens, die Schwäche ſeines Gemüths, und ſeinen Unverſtand in politiſchen Dingen an. Menzel iſt der Erſte nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er ſeine Geſinnung gewechſelt, ſondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu ſein, oder den Muth verloren ſich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab

ſchon viele ſolcher Menſchen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, ſondern die jene erzwungene Tugend ſich ſelbſt als freie Tugendhaftigkeit, die Noth Derer aber, die ihre Noth treu fortgefühlt, dieſen Andern als Halsſtarrigkeit, Blödſinn oder Ruchloſigkeit angerechnet. Was war es denn ſonſt was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch ſo manchen andern edlen Deutſchen aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn geſtürzt; was ſie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Myſtikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an ſich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig ſich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten ſie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden ſie Gefängnißwärter und klirrten dann ſo ſtolz mit den Schlüſſeln in ihren Händen, als hätten ſie damit die Wahrheit aufgeſchloſſen und nicht eingeſchloſſen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüſſel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüſſelträger *).

---

*) Wie gut dieſe frommen Leckermäuler es verſtanden haben, ſich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu be-

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leſer fragen, und woher kömmt ihm ſeine wunderliche Idioſynkraſie gegen die Franzoſen? Dieſe Frage kurz zu beantworten: Herr Menzel iſt

---

reiten, indem ſie irdiſches Brod in den himmliſchen Glauben brockten, davon möge folgendes Beiſpiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Proteſtant und ſonſt nichts, wurde katholiſch und öſterreichiſcher Staatsbeamter. Als General-Conſul in Leipzig ſchrieb er der Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter ſogenannter Staatsbeamter, ſondern ganz einfach der Diener meines Kaiſers, nächſt Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das, was von den Beſten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden iſt, für eine galante Freiheit, für eine ſolche, die ſich nur im Dienſt und in der Hingebung an einen irdiſchen Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer iſt, die alſo nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.“ Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte ſich in den Glauben hineingeglaubt, und ſich an dem Opfer aller Opfer entzündend, ſein Amt und den damit verbundenen Gehalt, als ein ihm auferlegtes Kreuz mit chriſtlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die ſich vor jeder irdiſchen Noth in den Himmel, und vor jeder himmliſchen Noth ſich auf die Erde flüchten. Sie werden auch ſelig werden, denn der liebe Gott iſt ein gar guter Herr und nimmt es nicht ſo genau; uns aber ſollten dieſe Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Beſten haben wollen.

der Peter von Stuttgart. Es ſchmerzt ihn, das heilige Grab des Abſolutismus in den Händen der Ungläubigen zu ſehen, und er beſchwört die frommen Deutſchen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieſes gottgefällige Werk verſpricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch ſagen was Diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere ſich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten ſagen; denn da käme Herr Menzel wieder und ſpräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten Derjenigen ſagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob ſie zwar ungeheuer viel eſſen, doch nie an Verdauungsſchwäche leiden, weil ſie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein ſchlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürſten, dieſer hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſagen. Suche ſich der deutſche Leſer die von Kombſt herausgegebenen Aktenſtücke des deutſchen Bundes und das in London erſcheinende Portfolio zu verſchaffen *). Dort wird er

*) 1. Authentiſche Aktenſtücke aus den Archiven des deutſchen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätheriſchen Umtriebe der deutſchen Fürſten. Straßburg 1835.

die Anſichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oeſterreich und Preußen rückſichtlich des deutſchen Volkes haben, klar ausgeſprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geiſtesfreiheit, die in Deutſchland herrſcht, hinlänglich bekannt iſt und ich fürchte, genannte Schriften möchten dort ſchwer zu haben ſein, will ich deren Reſultate ſo kurz als möglich ausziehen.

---

2. Der deutſche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I, N°. 2. Mémoire sur l'état et l'âvenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Pétersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

I.

Preußische Stimmen.

Die Denkschrift eines ungenannten preußischen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland, enthält unter andern Folgendes:

Preußen muß suchen: „Einmal gemeinschaftlich mit Oesterreich dahin zu arbeiten, daß die nächste europäische Krise Deutschland so viel als möglich einig und bewaffnet finde."

„Ferner dabei, doch allmählig und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutschland wieder herzustellen, zu begründen, zu erweitern."

„Das System Preußens am Bundestage, während der Dauer der österreichischen Allianz, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:"

A. „(Bundes-Militär-Verfassung)."

B. „Gemeinschaftlich mit Oesterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutschland zu wachen, zugleich das repräsentativ-demokratische System zu bekämpfen."

C. „(Abwehrung des Einflusses fremder europäischer Mächte.)"

D. „Dabei aber doch möglichst alles so vorzubereiten, daß wenn einst eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutschlands stattfinden sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für ersteres erklärte."

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oesterreich erheischte, so schiene die Rücksicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oesterreich bei jenem Wirken die von demselben systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eignen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinsichtlich der wesentlichen Punkte eine frühere geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutschen Staaten wird stets ihre Souveränitäts-Eifersucht gegen die, die Suprematie in Anspruch nehmende Macht ge-

richtet werden, und bei den eben auseinandergesetzten Verhältnissen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußischen Einfluß wieder in Deutschland herzustellen, sein, jener Souveränitäts-Eifersucht einen andern Gegenstand als Preußen zu geben."

„Mag Preußen dabei eine passive Rolle spielen, und in manchen Punkten nur der österreichischen Politik zu folgen scheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

— „Aus allem Obigen schiene, als Recapitulation, folgende .... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politischen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direkt zwischen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel milderndes Anschließen an Oesterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenständen ein berechneter offensibler und eklatanter Akt von Selbstständigkeit zu zeigen.... Ein anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche

auf die Militär-Verfassung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, so lose als möglich zu erhalten wären. —"

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Verhältnisse zu berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Deutschland ausüben. —"

„Es schiene wünschenswerth, und selbst beim Festhalten an der österreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der französischen Revolution der Fall war, Preußen als der deutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Deutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald, wie schon erwähnt, das demokratisch-revolutionäre Treiben und die süddeutsche Schein-Constitutionalität depopularisirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsam wäre, sie gleichfalls nach dem Beispiel der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer indirekten, aber kräftigen öffentlichen

Discussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Deutschen die National-Eitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieselbe, von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte."

— Graf von der Golz, ehemaliger preußischer Bundestagsgesandter, macht in einer Denkschrift an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfassung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchsten Grad patriotischer Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anstrengung zur beabsichtigten Befreiung Deutschlands und Europa's möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorschwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte diesem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war"..

— Einer Denkschrift des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bernstorfs, über die Mittel, die Ruhe im In-

nern Deutſchlands, im Fall eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, ſind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

„Wie gegründet indeſſen auch jene Beſorgniſſe ſein mögen, ſo rechtfertigen ſie doch keinen Zweifel an dem Vorhandenſein und der Wirkſamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder ſeine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, ſelbſt im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutſchen eine zuſtimmende Begeiſterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzuſinnenden Opfer mitwirke.“

— „Je leichter der natürliche Verſtand einſieht, wie ſehr das Gemeinwohl dabei intereſſirt iſt, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt.... werde; um ſo wichtiger für ganz Deutſchland ſcheint mir zunächſt die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich ſein ſollte, ſicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zuſtande in den Kriegszuſtand unter Umſtänden geſchehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des letztern als evidente Thatſache den Unterthanen aller deutſchen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrſchenden Geiſte

unſerer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Prinzipien, worüber im Innern von Deutſchland ſelbſt Parteien ſich ſtreiten, ſondern nur alsdann ſtatt finden wird, und ſicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerſtreut und alle weitern deßfallſigen Rechtsdeductionen als überflüſſig erſcheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts Wünſchenswerthes wäre. —"

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Preſſe weſentlich beitragen. Es iſt desfalls gewiß ſehr zu bedauern, daß ſich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen ſie beſonders in ausländiſchen Blättern ausgeſetzt iſt, mit Ernſt und Einſicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodiſchen Blättern, welche ſich dieſem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es ſchon jetzt an der Zeit ſein, hierzu Schriftſteller von Talent und guter Geſinnung zu gewinnen, bei denen die letztere ſich in der Neigung offenbaren, durch ihre Feder die Löſung der ſchwierigen den Regierungen

obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — sofern ihre Persönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freieren Spielraum gestatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine wesentliche Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Zensur eintreten zu lassen; denn diese wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, so wenig man übrigens der Begeisterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — —"

„Aufgestellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umständen zu mobilen Colonnen organisirt, würde diese Reserve (die des Bundesheeres) dem deutschen Bunde, während seine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberstehen, für die Erhaltung der Ruhe in seinem Innern die wirksamsten Dienste zu leisten geeignet sein. —"

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorschläge, glaube ich namentlich in tiefster Unterwürfigkeit empfehlen zu müssen:

„Daß E. K. M. allerhöchste Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern wesentlichen Interessen vereinbare Weise zu erhalten sucht, und zugleich —

wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden ſollte — den auswärtigen Feind in den Fall ſetzt, ihn durch einen Angriff von ſeiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, ſo wird E. K. M. landesväterliche Anſprache an das Volk, wie ſie im Jahr 1813 ſtatt fand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille Allerhöchſt Ihrer Unterthanen, ſich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — —"

Auf vorſtehenden ausgezogenen Bericht des preußiſchen Miniſters antwortete der König:

„Was die anderweitigen, Ihrer Darſtellung hinzugefügten Vorſchläge betrifft, ſo iſt zwar rathſam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einſichtsvolle Schriftſteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, ſolche Schriftſteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntniſſen und Talenten auch erprobte treue Geſinnungen und den erforderlichen Takt für das Angemeſſene verbinden, wird die Benutzung der Preſſe für den Fall des Krieges vorzubehalten ſein. — —"

Der preußiſche General von Borſtell, in einem Briefe an den General-Adjudanten des Königs, geſchrieben 1832, worin er Vorſchläge macht, wie

mit den deutſchen Ständekammern und den deutſchen Revolutionärs zu verfahren ſei, äußerte:

„Staatsſicherheit, nach moraliſchen Grundſätzen feſtgeſtellt, iſt die wichtigſte der Regierungspflichten, ſie wird durch repräſentative Formen oder Volksvertretungen nirgends geſichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet.“

II.

Oesterreichische Stimmen.

Ein österreichisches an das preußische Kabinet gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter andern folgende Aeußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht lassen, wie es überhaupt mit dem Interesse steht, welches die deutsche Nation an dem deutschen Bunde nimmt."

„Wäre die Bundesversammlung — wie es in den ersten Jahren ihrer Existenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünscht wurde — eine Art National-Repräsentation, bestimmt, alle Rechte zu schützen und in alle das gemeinsame Interesse der deutschen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirksam einzugreifen, so würde ihr allerdings das allgemeine Interesse nicht entgehen, besonders

wen auch noch die Instruktionen der Bundestags-Gesandten in den Ständeversammlungen berathen würen, wie dies schon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angepiesen worden ist. Die Kompetenz der Bundesversammlung ist aber, seit dem Jahre 1820, definitiv und a eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellun gegeben hat, als die ohnehin nur chimärische einer Vcksrepräsentation, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie uter Denen, welche im Volke das große Wort führen, n Popularität und Ansehen durch die Bekanntmachng ihrer Berathungen sehr gewinnen werde. Nicht durc die Geheimhaltung ihrer Protokolle ist das Ansehn der Bundes-Versammlung gesunken. Ehe noch die Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an, die Bundes-Versammlung zu verschreien, sobald sie sahen, daß diese ihnen nicht als Werkzeug ienen wollte, sondern sich vielmehr ihren verbrecherhen Absichten als ein Damm entgegenstellte; und auch der nicht demagogische, sondern besonene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Interesse am unde, sobald man sich überzeugte, daß es nic in der Aufgabe der Bundesversammlung liege, n den wichtigsten innern Angelegenheiten, namenth in den Handels- und stän-

dischen Angelegenheiten, einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Jene anti-demagogische Tendenz und diese beschränkte Kompetenz der Bundes-Versammlung dürften wohl allein als die wahren Ursachen des verminderten Interesses an den Verhandlungen derselben zu betrachten sein, und so lange diese wohlbegründeten Ursachen bestehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel sein, ihr Ansehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundes-Versammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenstände betreffen, sich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beschäftige. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menschen in Deutschland auf den Fortbestand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgschaft seiner Dauer wird wohl der deutsche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu suchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbestand des Bundes aufrichtig wünschen und wollen, wird derselbe auch fortbestehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein wesentliches Hinderniß in den Weg legen. — —"

In einem Schreiben des Fürsten von Metternich an den östererichischen Gesandten in Berlin,

worin die Ansichten des österreichischen Kabinets über die neue badische Gesetzgebung ausgesprochen wird, heißt es:

„Da vielmehr alles, was aus deutscher Presse hervorgeht, sich sofort über alle deutschen Länder verbreitet und Deutschland heute einen auf Erhaltung gemeinsamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, so darf es einzelnen Gliedern dieses Staats nicht freistehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe schlechter oder gar nicht zensurirter Schriften zu überschwemmen."

„Wir sehen aber diese Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und ersuchen daher den Herrn Grafen von Bernstorff angelegentlichst, in dieser wichtigen Angelegenheit den Ausspruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten lassen zu wollen. — —"

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feste schrieb der Fürst von Metternich an den preußischen Bundestags-Gesandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden. —"

In einer Instruktion des Fürsten von Metternich an den österreichischen Bundestags-Gesandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereignisse des 3. Aprils 1833, heißt es:

„Für Deutſchland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieſer Unterſuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches ſeit Jahren feindſelig auf den Fürſten wie auf den Völkern laſtet, zu kommen.“

III.

Russische Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an fanden die Lehren der französischen Revolution bei vielen deutschen Denkern eine günstige Aufnahme; aber die Masse des Volks blieb ihnen um so fremder, als seine pedantisch-religiöse Erziehung (éducation pédantesquement religieuse) es von jeder eigentlich politischen Idee entfernt hielt."

— „Zwar wußte Napoleon mit seinem eisernen Zepter alle Aeußerungen feindlicher Gesinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der französischen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen sich in Deutschland ausbreiteten und sich besonders in den Universitäten und Schulen festsetzten. Erst nach dem Sturze des großen

Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen ſchon gefaßt hatten. Ihre erſten Früchte waren ſchön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelſten und reinſten Geſinnungen zu entfalten. Die Begeiſterung des Volks war eben ſo bewunderungswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung, worin ſie ſich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weiſe zeigten die folgenden Jahre, daß die Fürſten und Miniſter ſich ſchwer getäuſcht hatten, als ſie den Kampf Deutſchlands unter dieſem einzigen Geſichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politiſche Anſprüche, die ſich in den meiſten Staaten kund gaben, augenſcheinlich genug, daß, als die Deutſchen die Waffen ergriffen, ſie nicht blos Napoleon, ſondern auch ihre eignen Regierungen treffen wollten."

— „Da die wahre Religiöſität einer der Grundzüge des deutſchen National-Charakters iſt, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöſe Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner ſuchten den öffentlichen Geiſt in dieſer Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürſt

Metternich in diesem Sinne thätig. Indessen, ob zwar die Mehrzahl des deutschen Volkes zu dem alten öffentlichen Rechte, das sich auf theologische Prinzipien gründet, sich hinzuneigen schien, so erklärte sich doch auf mehreren Universitäten eine starke Opposition gegen jene Ansicht."

— „Preußen allein machte sich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuschung mehr über die Richtung des öffentlichen Geistes. Es erkannte mit vielem Scharfsinne, daß die Deutschen die Polen weniger wegen ihrer selbst, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutschland verdankte 1832 sein Heil nur dem ernsten und würdevollen System, welches Preußen in seinem friedlichen Betragen gegen die polnische Revolution leitete."

— „Alle deutsche Bundesstaaten, mit Ausnahme Oesterreichs und Preußens, sind konstitutionelle Staaten, und der freie Austausch der Ideen durch die Presse hat dort besonders seinen Einfluß auf die gesetzgebenden Versammlungen geübt. So wie einst in Frankreich von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Prinzipien, indem sie die Gemüther von den örtlichen und persönlichen Interessen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, so kann man in den letzten Sitzun-

gen der deutſchen Kammern, beſonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen."

„Hätte nicht die deutſche Bundesverſammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Diskuſſion eine Grenze geſetzt, würde das Uebel, das aus einer ſolchen Quelle kam, die organiſchen Elemente verſchiedener deutſchen Staaten bald erreicht und zerſtört haben. In der That ließ man ſich dort angelegen ſein, jede liberale Oppoſition durch eine noch liberalere auszuſtechen; man ging dort eiteln Phantomen mit dem einfältigſten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel ſich in der dümmſten Oppoſition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, ſo daß man die Franzoſen hierin noch übertraf. Daher ſind auch aus der deutſchen Preſſe, der man doch die tiefſinnigſten und ausgezeichnetſten philoſophiſchen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichſten und unvernünftigſten Erzeugniſſe hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abſcheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf ſehe, daß in Deutſchland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos

allein das Wort führen, sondern sich auch Gehör verschaffen können."

— „Schon 1819 hatte Oesterreich den Plan, unter seinem Protektorat für alle in Deutschland erscheinenden politischen Werke, Journale und Bücher eine Bundes-Zensur zu errichten; doch dieser Versuch scheiterte an der Opposition der baierischen und sächsischen Regierung. Später ließ Oesterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodische Schriften erscheinen, die im Geiste der Doktrinen, die es geltend machen wollte, geschrieben waren; allein sie hatten keinen großen Erfolg, ob sie zwar von Leuten von Geist redigirt worden und beträchtliche Kosten verursacht hatten."

— „Das System auf dem sich die österreichische Stabilität gründet, ist sehr alt. Man hat nicht vergessen, daß ehemals die Ferdinands, zufolge dieses nämlichen Systems, Deutschland zu unterjochen gesucht. Die schönen Maximen haben dem Hause Habsburg nie gemangelt; aber wenn seine Thätigkeit immer groß war, waren seine Thaten dagegen selten."

— „Die Souveraine der kleinen konstitutionellen Staaten, durch die Herrsch-Begierde ihrer Kammern aufs äußerste gebracht, so wie einst Ludwig XVI. durch den National-Convent, erinnern sich dieses großen und merkwürdigen Bei-

spiels; sie sehen selbst ein, daß wenn sie die Ausgelassenheit jener anmaßlichen gesetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) sich länger gefallen ließen, sie in ihrer Existenz selbst bedroht wären. Man sieht sie also jetzt Preußen in allen Maßregeln unterstützen, die dahin zielen die Rechte der gesetzgebenden Versammlungen einzuschränken; man sieht daß sie sich gutwillig allen allgemeinen Beschlüssen des Frankfurter Bundestages unterwerfen."

— „Die ächten deutschen Grundsätze, was den Austausch der Ideen betrifft, müssen immer dahin zielen, vor allem die Lokal-Interessen, dann die Provinzial-Interessen und zuletzt die eigentlichen National-Interessen zu bewahren und zu unterstützen. Damit das in der angegebenen Reihefolge Statt finde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Lokal- und Provinzial-Interessen öffentlich verhandle. Es kömmt zuerst darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz, ihre Freiheiten und Rechte zu sichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Professor des öffentlichen Rechts erlaubt sein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimärischen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der sogenannten Volks-

ſouverainetät aufzuopfern. Preußen hat ſeines Theils dieſen Geiſt der alten deutſchen Geſetze ſehr gut aufgefaßt, indem es die Reviſion der Stadt- und Dorf-Verfaſſungen anbefohlen; auch hat dieſer Samen gute Früchte getragen."

— „Man kann jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Art zu verfahren, indem man den Familiengeiſt benutzt um nach und nach den Nationalgeiſt zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geiſt und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede iſt, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geſchlagen hat. Nun aber iſt dieſe Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutſchen ſo unklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeſchick deren Wurzeln untergraben konnte. Anders iſt es bei den ſlaviſchen Völkern; ſie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menſchen an ſeinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeiſt des Slaven richtet ſich weniger nach den Sitten des Hauſes und nach der Meinung ſeiner nächſten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksklaſſen, zu denen er gehört,

Massen die seine Sprache reden und seine Leidenschaften theilen. —"

— „Ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich und England hat in unserer Zeit einen doppelten Charakter. ... Es handelt sich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwischen den Armeen betrifft, so ist er den Wechselfällen des Krieges unterworfen. ... Nehmen wir den Fall an, wo Deutschland unterliegen sollte. ... So beklagenswerth auch ein solches Ereigniß für Deutschland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der Englisch-Französischen konstitutionellen Prinzipien für den deutschen Bund und für jeden Staat insbesondere hätte. ... Auch müßte Deutschland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England, seine Hauptaufmerksamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Prinzipien seiner Feinde zu bestehen haben wird. Alle Regierungen sehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die sie bedrohen, in der That von jener Seite kommen."

— „Die Fürsten und die Großen im Allgemeinen ... müssen vor allen Dingen sich selbst und ihren Interessen (à ce qui leur est le plus cher)

treu bleiben. Ihre heiligste Pflicht ist, ihre Rechte nicht beschränken zu lassen."

— „Das wissenschaftliche Deutschland hat selbst während der traurigen Tage der fremden Herrschaft seine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deutschen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel fassen können, ob zwar die Ideen des Liberalismus sie zu solchen Gefühlen hätte geneigt machen sollen. Im Gegentheil, sie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie stärker hervor als beim Hambacher Feste. Dort, ohngeachtet des Schwindels der Alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen so achten, nicht verziehen, um die Gunst der französischen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutschland vor ihnen beschimpft zu haben."

Das deutsche Volk möge diesen Kosaken-Katechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der russischen Kirche durch Ohrfeigen seine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll bestehe.

Was der Bericht des russischen Staatsmanns von der feindseligen Stimmung sagt, die sich in

Hambach gegen Frankreich laut ausgesprochen, und was er bei dieser Gelegenheit von mir erzählt, ist alles falsch oder gelogen. Eine starke Sympathie für die Franzosen sprach sich dort überall aus; freilich eine Sympathie wie wir sie verstehen, nicht diejenige welche die Schriftsteller der Polizei als solche darstellen, um sie als etwas Gehässiges erscheinen zu lassen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein preußischer Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeisterung von dem Glücke sprach, das die Rheinprovinzen unter der französischen Herrschaft genossen, und wie es zum Heile von ganz Deutschland führen müsse, wenn die freien Institutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber selbst die unerfahrnen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf seiner Stirne. Ich selbst hatte in Hambach keinen einzigen Franzosen gesprochen noch gesehen, ich konnte also nicht um die Freundschaft Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geistreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz ohne Veranlassung über, und mehr aus einem Geiste des Widerspruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzosen öffentlich sprach.

Dieſes erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für ſeinen Franzoſenhaß, den Herr Menzel deutſchen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus geſperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe ſtricken. Dort in dem Kerker, ſtatt ſeinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu laſſen, dort aus ſeinem ſichern Verſteck hervor, ſchrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ ſich wie ein wahres deutſches Schaf in den Pferch der Wiſſenſchaften zurücktreiben und düngte mit ſeinen philoſophiſchen Erzeugniſſen die Felder der Erbpächter des deutſchen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der Baieriſchen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgiebt Rechenſchaft geben!

Jeder dem bekannt iſt, daß die ruſſiſche Regierung in Deutſchland ſo viele Spione hat, daß ſie mit ihnen das Herzogthum Naſſau und das Großherzogthum Heſſen, trotz der tapferſten Vertheidigung erobern könnte, wird ſich wundern, daß ſie von dem Geiſte, der in Hambach herrſchte, ſo falſch unterrichtet worden. Dieſes hatte aber ſeine eigene Urſache. Die Hambacher Spione waren in einer be-

denklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsstimmung, welche ein Spion zur Ausübung seiner schönen Kunst nach den Regeln der Optik und Akustik nöthig hat. Nämlich gleich in der ersten öffentlichen Versammlung, die in Hambach in einem Wirthshause statt fand, und wo mehr gesprochen als gedacht, mehr gesungen als gesprochen, mehr getrunken als gesungen, und mehr spionirt als getrunken wurde — war ein Spion so naiv, über alles was er gern wissen wollte, seine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr der jetzt spricht? Wie der welcher dort singt? Wie jener der dort trinkt? Und sobald er den gewünschten Bescheid erhalten, schrieb er es sehr kindlich vor aller Augen in sein Taschenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt den ehrlichen Mann zu seiner Sicherheit ins Gefängniß zu setzen, oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängstlich gemacht, so daß sie nicht mehr wagten, über das was sie sahen und hörten gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuterungen einzuziehen. Aus diesem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falsch geworden sein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu

machen, will ich ihm noch erzählen, daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergesellen meine Uhr gestohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutschen summarischen Prozeß und daß man sogleich den wahrscheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürsten von Hambach war, und sagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach französischen Gesetzen, ist man nicht so schnell mit dem Arretiren. Damals verwünschte ich alle französische Institutionen und fand es sehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldne Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, sollte arretiren lassen können. Ja, der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach!

Die mitgetheilten Aktenstücke sprechen verständlich genug für sich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüssig. Doch, da es viele kindische Menschen giebt, die der Erfahrung und eines klaren Blicks ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber sagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine Nutzanwendungen und Puppen-Moralitäten meine vernünftigen Leser zu ermüden. Aus jenen offiziellen Aktenstücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutschen Regierungen das

deutſche Volk ganz ſo beurtheilen, wie ich es gethan, und daß ſie ſich ſelbſt in dem nämlichen Lichte darſtellen, in welchem ich ſie darzuſtellen geſucht; es geht alſo daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Bruſt als auf meinen Unterleib ſehen, und ſeine abdomenale Zärtlichkeit einem ſchönern Gegenſtande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder vielmehr dafür geltend machen möchte, iſt die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unſern aber noch mehr thut als das; die ihn beſchützt, ihn, ſeine Ehre und ſeine Seligkeit. Wer in dieſer ſchnöden peſtbeherrſchten Welt ſich vor Anſteckung ſichern und geſund bleiben will, muß ſich in Eſſig baden, um alle bleiſüßen Herzen und verbuhlten Lavendelſeelen von ſich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Leute genug, welche auch die ſauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und dieſe verſtehen mich und lächeln mir.

5151

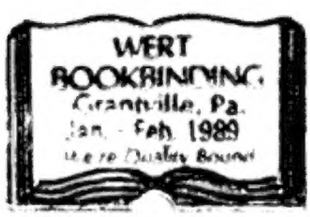
Digitized by Google

PT1821.A1 1862 Bd.6
Börne, Ludwig, 1786-1837.
Gesammelte Schriften.

14815492

A00001481549 2

Digitized by Google



Digitized by Google